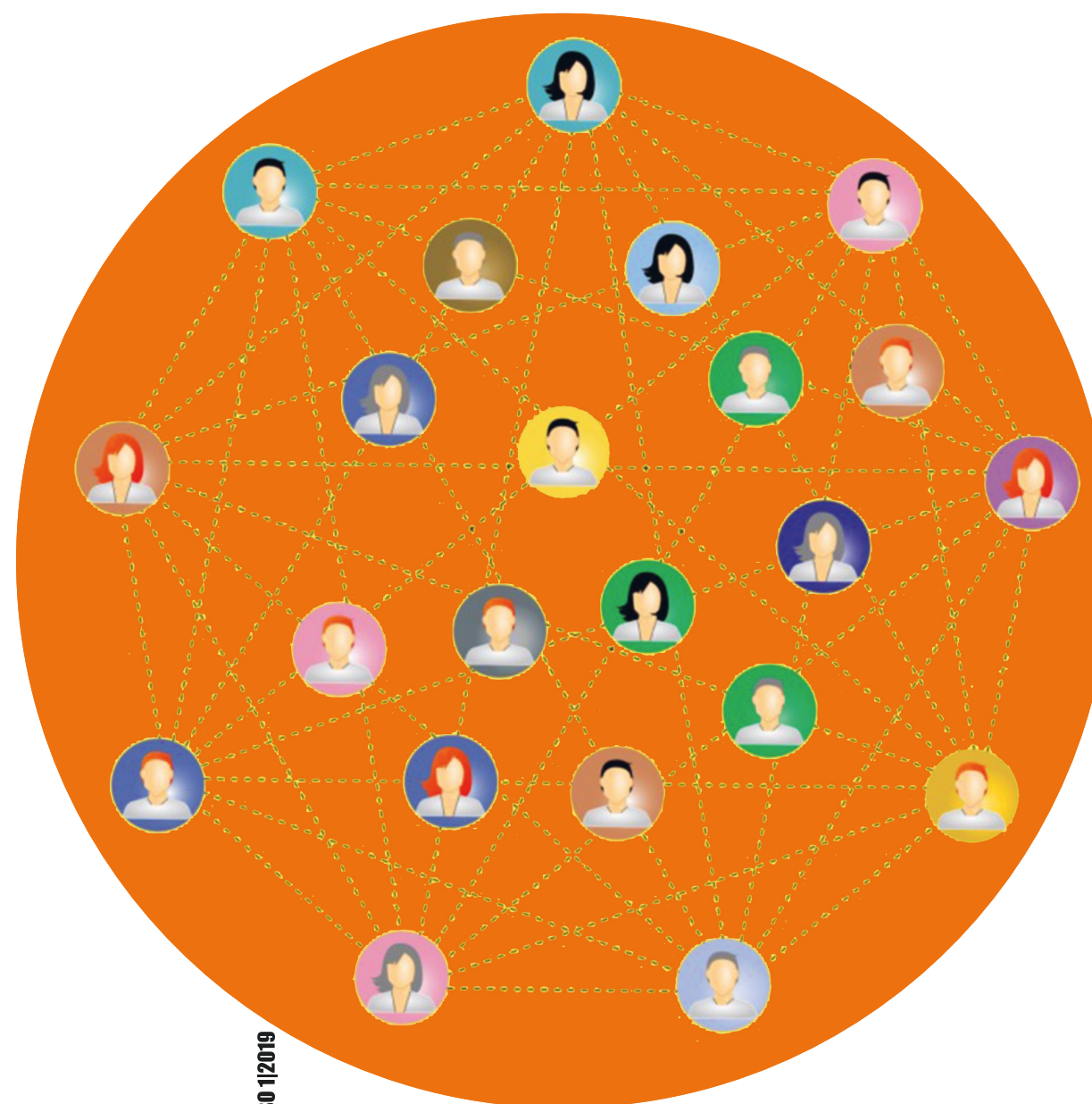


Schwerpunkt: Soziale Netzwerkbeziehungen und Soziale Arbeit



Manuel Theile
Einblicke in Soziale Netzwerke
in der Sozialen Arbeit

Renate Zwicker-Pelzer
Netzwerkansatz und Systemik -
ein Mensch ist selten allein

Christian Schwarzloos
Zur Relevanz sozialer
Netzwerkbeziehungen in der
Sozialpädagogischen Familienhilfe -
ein Forschungseinblick

Dominik Bodmer, Jodok Läser
Das Unterstützungsnetzwerk von
Kindern und Jugendlichen im
Kinderschutz aus der
Beziehungsperspektive

Lars Lucas
Die Initiierung und Gestaltung von
Organisationsnetzwerken in der
Sozialen Arbeit

Anja Teubert
Professionelle Netzwerkarbeit für den
Aufbau regionaler Schutzkonzepte bei
sexualisierter Gewalt gegen Kinder
und Jugendliche

Inhalt

Schwerpunkt: Soziale Netzwerkbeziehungen und Soziale Arbeit A) Grundlagen zu Sozialen Netzwerken und Netzwerkforschung

Manuel Theile:
Einblicke in Soziale Netzwerke in der Sozialen Arbeit6

Renate Zwicker-Pelzer:
Netzwerkansatz und Systemik - ein Mensch ist selten allein12

Stefan Bestmann:
Lebensqualität statt Versorgungsqualität - zur Relevanz sozialer Alltagsbezüge20

B) Soziale Netzwerke in Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit

Christian Schwarzloos:
Zur Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen in der Sozialpädagogischen Familienhilfe -
ein Forschungseinblick26

Dominik Bodmer, Jodok Läser:
Das Unterstützungsnetzwerk von Kindern und Jugendlichen im Kinderschutz aus der
Beziehungsperspektive34

Yaëla Baurdoux:
Soziale Netzwerke von Müttern im Mutter-Kind-Haus - Wie erleben Mütter die Veränderungen
ihrer Sozialen Netzwerke im Übergang in eine Mutter-Kind-Einrichtung?42

C) Organisationale/institutionelle Netzwerke

Lars Lucas:
Die Initiierung und Gestaltung von Organisationsnetzwerken in der Sozialen Arbeit50

Anja Teubert:
Professionelle Netzwerkarbeit für den Aufbau regionaler Schutzkonzepte bei sexualisierter
Gewalt gegen Kinder und Jugendliche58

Lars Wissenbach:
„Globale Netzwerk-Broker für soziale Sicherung“ (Interview mit Christof Kersting)66

Service

Ausblick und SI:SO Themenübersicht74

Abo-Vordruck76

Impressum

SIEGEN:SOZIAL erscheint zweimal jährlich in den Studiengängen Soziale Arbeit der Universität Siegen.

Redaktion dieser Ausgabe: Manuel Theile und Michael Mayerle

Herausgeberschaft: Bernd Dollinger, Michael Mayerle, Thomas Meyer, Dörte Negnal und Birgit Papke

Gestaltung: Christian Heitmann; Titelgrafik: Mohamed Hassan (bearbeitet)

Adresse: SI:SO, Universität Siegen, Fakultät II, 57068 Siegen

Geschäftsstelle: Heike Krütt, Tel.: 0271/740-2706

Kontakt: siegensozial@fb2.uni-siegen.de

Einzelpreis 5,-€
Abonnement jährlich 10,-€
inkl. Versandkosten.

Für unverlangt zugesandte Manuskripte keine Gewähr.
Nachdruck und andere Vervielfältigungen nur mit Zustimmung der Herausgeber.
Druck: Uniprint

Sparkassen-Finanzgruppe



Wir freuen uns
auf das Gespräch
mit Ihnen.

 Sparkasse
Siegen

Welche finanziellen Pläne Sie auch haben, bei uns sind Sie in jedem Fall an der richtigen Adresse. Ob private oder geschäftliche Anliegen, finanzielle Kleinigkeiten oder große Pläne: Wir sind immer ansprechbar für die Bedürfnisse unserer Kunden. Setzen Sie sich mit uns in Verbindung – und wir kümmern uns um Ihre Interessen. Engagiert, persönlich, vertrauensvoll. **Sparkasse Siegen: Hierzulande echt starke Partner.**

Liebe Leserin, lieber Leser,

Soziale Netzwerke spielen in der Sozialen Arbeit eine wichtige und zunehmend beachtetere Rolle. In diesem Themenheft zu ‚Sozialen Netzwerken in der Sozialen Arbeit‘ sollen Einblicke in genau dieses Thema gegeben werden. Gegliedert werden kann das Themenheft in drei verschiedene Bereiche mit jeweils drei Beiträgen:

1) Grundlagen zu Sozialen Netzwerken

Im ersten Beitrag stellt Manuel Theile ‚Einblicke in Soziale Netzwerke in der Sozialen Arbeit‘ dar. Er gibt eine begriffliche Annäherung zu Sozialen Netzwerken und unterstreicht die Wichtigkeit und Bedeutung von Sozialen Netzwerken.

Renate Zwicker-Pelzer verbindet in ihrem Beitrag den Netzwerkansatz mit dem systemischen Ansatz. Sie beschreibt u.a. sehr praxisnah die Erhebungsmöglichkeiten von Sozialen Netzwerken u.a. zur Ressourcenförderung und -stärkung. „Netzwerkarbeit ist im zirkulären Kreis ein diagnostisch hochwertiger Beitrag, regt die systemische Hypothesenbildung an und ist eine gelungene Intervention, die erneut Anregungen der Erweiterung der sozialen Diagnostik liefert“.

Im dritten Beitrag ‚Lebensqualität statt Versorgungsqualität - zur Relevanz sozialer Alltagsbezüge‘ stellt Stefan Bestmann u.a. mit Bezug auf die Sozialraumorientierung die Wichtigkeit des Themas heraus und unterstreicht hier die Bedeutung des Alltages: „Der Lebensalltag in all seinen Bezügen und mit den verschiedenen Herausforderungen zeigt sich also als der zentrale Ansatzpunkt der sozialarbeiterischen Profis“.

2) Soziale Netzwerke in Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit

Christian Schwarzloos gibt in seinem Beitrag ‚Zur Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen in der Sozialpädagogischen Familienhilfe - ein Forschungseinblick‘ erste Einsichten in sein Dissertationsprojekt. Er widmet sich in seiner Arbeit einem noch randständigen - aber wichtigen - Thema. Im Rahmen der Dissertation wurden acht narrativ angelegte Expert*inneninterviews mit Fachkräften der Sozialpädagogischen Familienhilfe geführt.

Dominik Bodmer und Jodok Läser beschäftigen sich mit dem ‚Unterstützungsnetzwerk von Kindern und Jugendlichen im Kinderschutz aus der Beziehungsperspektive‘. Sie stellen Ergebnisse des Forschungsprojektes ‚MehrNetzWert‘ vor, welches von 2014 bis 2019 von der Berner Fachhochschule, Soziale Arbeit sowie der Universität Duisburg-Essen durchgeführt wurde. Das Projekt nahm Unterstützungen, welche 10 bis 16-jährige Kinder, Jugendliche und deren Familien in Gefährdungssituationen erhalten, in den Blick. Die Befunde des Forschungsprojekts ‚MehrNetzWert‘ zeigen auf - so halten Bodmer und Läser fest -, „dass das Beziehungsgeschehen zwischen Kindern/Jugendlichen und Professionellen Entwicklungen anstoßen und nähren können“. Auf der Grundlage dieser Befunde wird das Unterstützungsnetzwerk für Kinder und Jugendliche im Kinderschutz aus der Beziehungsperspektive in ihrem Beitrag beleuchtet.

Yaëla Baurdoux stellt im letzten Beitrag dieses Bereiches ‚Soziale Netzwerke von Müttern im Mutter- Kind-Haus - Wie erleben Mütter die Veränderungen ihrer Sozialen Netzwerke im Übergang in eine Mutter-Kind-Einrichtung?‘ in den Mittelpunkt. Eindrucksvoll stellt sie hier die Ergebnisse ihrer Bachelorabschlussarbeit an der Universität Siegen vor. Die Sichtweise und Wahrnehmung von zwei jungen Müttern auf ihre Sozialen Netzwerke im Übergang in eine Mutter-Kind-Einrichtung stehen hier im Fokus der qualitativen Untersuchung.

3) Organisationale/Institutionelle Netzwerke

Im ersten Beitrag dieses Bereiches beschreibt Lars Lucas grundlegend die ‚Initiierung und Gestaltung von Organisationsnetzwerken in der Sozialen Arbeit‘. Organisationsnetzwerke im Rahmen der Sozialen Arbeit bieten - so hält er fest - ‚die Möglichkeit, Ressourcen zu bündeln, Synergieeffekte zu erzeugen, komplexe und vielfältige Problemlagen zu lösen, Wissen zu transferieren, Vertrauen zu stärken, Aktivitäten zu koordinieren und gewinnbringende Resultate zugunsten von Akteuren und Klienten zu erzeugen‘. Wie dies Schritt für Schritt umgesetzt werden kann und welche Herausforderungen Organisationsnetzwerke mit sich bringen können, erläutert Lars Lucas in seinem Beitrag.

Auf ein Beispiel von Organisationsnetzwerken geht Anja Teubert in ihrem Beitrag ‚Professionelle Netzwerkarbeit für den Aufbau regionaler Schutzkonzepte bei sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche‘ ein. Sie unterstreicht die Bedeutung von eben diesen: ‚Das explizite Entwickeln von fachlich-reflexiven Handlungskonzepten mit allen für den Schutz von Kindern und Jugendlichen Verantwortlichen soll seine Wirkung in die pädagogischen Einrichtungen entfalten‘.

Ein letzter Beitrag von Lars Wissenbach stellt eine weitere Facette des Netzwerkthemas dar. Lars Wissenbach hat mit Christof Kersting von der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit ein Interview über globale Netzwerke zu Themen sozialer Sicherung in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit geführt. Der Sinn und Nutzen - aber auch Schwierigkeiten - von globalen Netzwerken werden aus der Innenperspektive heraus beschrieben.

Das Themenheft ‚Soziale Netzwerke in der Sozialen Arbeit‘ soll Einblicke in das Thema ermöglichen und kann natürlich nur punktuelle Themen hier aufgreifen. Daher sei auch auf weitere Publikationen verwiesen, in denen Soziale Netzwerke in der Sozialen Arbeit immer mehr Beachtung finden (Fischer/ Kosellek 2013; Ningel/ Funke 1995; Röhrle/Sommer/Nestmann 1998; Schönig/Motzke 2016).

Ein Dank an alle, die zum Gelingen des Themenheftes beigetragen haben!

Wie Sie als aufmerksame/r SI:SO-Leser*in sicher schon bemerkt haben werden, ist in 2019 nur ein SI:SO-Heft erschienen. Dies hat mit der veränderten personellen Situation in Herausgeberschaft und Redaktion zu tun. Wir möchten an dieser Stelle Klaus Wolf für sein jahrelanges Engagement für SI:SO, seine vielfältigen Ideen und die kritisch-konstruktive Zusammenarbeit ganz herzlich danken! Klaus ist mit seiner Pensionierung 2019 auch aus dem Herausgeber*innenkreis von SI:SO ausgeschieden.

Wie man dem Impressum entnehmen kann, hat sich die Herausgeber*innenschaft inzwischen neu formiert. Altbekannte wie neue Gesichter sind Teil des mittlerweile fünfköpfigen Kreises, der SI:SO ab sofort herausgeben und mit neuer Tatkraft und neuen Ideen bereichern wird. Neu ist auch, dass die Zeitschrift ab Ausgabe 1/2020 im Universitätsverlag Siegen ‚universi‘ erscheinen und die bewährte Printausgabe durch die digitale Veröffentlichung einzelner Beiträge begleitet wird.

Wir wünschen eine spannende Lektüre sowie Neugier und Vorfreude auf die SI:SO-Hefte im neuen Jahr!

Michael Mayerle und Manuel Theile

(Herausgeberschaft und Redaktion dieser Ausgabe)

Manuel Theile

Einblicke in Soziale Netzwerke in der Sozialen Arbeit

Soziale Netzwerke, insbesondere Soziale Netzwerkforschungen finden in den letzten Jahren mehr und mehr Beachtung. Verschiedene Wissenschaften beschäftigen sich in Deutschland und auch international zunehmend mit Themen rund um Soziale Netzwerke. Die Anthropologie, Kommunikationsforschung, Organisationsforschung, Informatik, Soziologie, Psychologie, Soziale Arbeit und die Erziehungswissenschaften sind hier als Beispiele zu nennen (Hollstein/Straus 2006; Stegbauer 2010). So gründete sich z.B. im Jahr 2016 die ‚Deutsche Gesellschaft für Netzwerkforschung‘ (2018). Hier finden mitunter Arbeitstreffen oder Fachtagungen statt, um zentrale Themen der Netzwerkforschung aus verschiedenen Disziplinen zu beleuchten. Auf internationaler Ebene sind hier das ‚International Network for Social Network Analysis‘ (INSNA) sowie die ‚European Conference on Social Networks (EUSN)‘ zu nennen.

Je nach Wissenschaft bildeten sich z.T. andere Ansätze und Interpretationen mit schwerpunktmäßigen Definitionen heraus

und so werden unterschiedliche Bedeutungen mit dem Begriff ‚Netzwerk‘ assoziiert. Auch, darauf weist Stegbauer hin, kann die Definition, was Soziale Netzwerke überhaupt sind, innerhalb von Disziplinen unterschiedlich sein (Stegbauer 2017). Diese Vielfalt eröffnet gleichzeitig neue Möglichkeiten und Chancen für die Netzwerkforschung :

„Diese Unterschiedlichkeit der fachlichen Perspektiven auf die Bedeutung von Beziehungsstrukturen schafft ein produktives Spannungsfeld und weckt Hoffnungen auf gegenseitiges Lernen und Zusammenarbeit über Disziplinengrenzen hinweg. Hierzu gehört die Chance, empirische Zugangsweisen und Erklärungen zwischen unterschiedlichen Kontexten übertragen zu können. An anderen Stellen scheint es möglich, komplementäres Wissen zusammenzulegen und die Grenzen der Disziplinen in der Netzwerkforschung aufzubrechen“ (Stegbauer 2017, S. 17).

Begriffliche Annäherung zu Sozialen Netzwerken in der Sozialen Arbeit

Michael Winkler hält in seinem Beitrag ‚Netzwerke(n) in der Sozialen Arbeit. Vermutlich eine Polemik, zumindest aber der Verweis auf eine Dialektik‘ (2013) fest: *„Irgendwann einmal haben Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer diese Begriffe und Vorstellungen [Netze, Netzwerke und Netzwerkarbeit] für sich erkannt und wie die warmen Semmeln verkauft. Ob die Begriffe nun tatsächlich veränderte soziale und pädagogische Realitäten anzeigen, gleich ob es um neue Problemlagen oder um veränderte Lösungsstrategien geht, konnte offen bleiben“* (Winkler 2013, S. 33). Mit Sozialen Netzwerken können viele etwas anfangen, und können vielleicht auch schnell sagen, was sie dazu meinen und darunter verstehen. Auch Fischer und Kosellek halten fest: *„Der Begriff ist in allen Lebensbereichen anzutreffen, jedoch ebenso omnipräsent wie dadurch begriffsleer“* (Fischer/Kosellek 2013, S. 11). John Barnes, der als einer der Ersten den Begriff ‚Netzwerk‘ in dem Zusammenhang von

Beziehungen verwendet hat, definiert Soziale Netzwerke wie folgt:

„Each person is, as it were, in touch with number of people, some of whom are directly in touch with each other and some of whom are not. ... I find it convenient to talk of a social field of this kind as a network. The image I have is of a set of points some of which are joined by lines. The points of the image are people, or sometimes groups, and the lines indicate which people interact with each other“ (Barnes 1954, S. 43, zitiert nach Straus 2002, S. 38).

Auch Nowak hält im Wörterbuch Soziale Arbeit fest: Soziale Netzwerke bezeichnen ein

„Beziehungsgeflecht, das Menschen mit anderen Menschen und Institutionen sowie Institutionen mit anderen Institutionen verbindet. Netzwerkarbeit in der Sozialen Arbeit dient v.a. der Erkundung und Aktivierung individueller Netzwerke als Unterstützungsressource, bezeichnet aber auch die institutionellen Verknüpfungen in den verschiedensten sozialen Kontexten [...]. Sie reichen von der normativen Kategorie des kleinen Netzes als Maß des sozialen Zusammenlebens über die Vernetzung als sozialtechnokratische Zauberformel und die soziale Unterstützung in psychosozialen Handlungszusammenhängen bis hin zum Analyseinstrument für soziale Beziehungen“ (Nowak 2017, S. 680).¹

Wie vernetzen sich Menschen untereinander? Wie sehen diese Sozialen Netzwerke aus? Wie vernetzen sich Menschen und Institutionen untereinander (oder eben nicht)? Genau dies sind relevante Fragen, wenn man über Netzwerke nachdenkt. In diesem Themenheft wird sich auf unterschiedlichen Ebenen mit Sozialen Netzwerken beschäftigt - zum einen

mit einem Blick auf institutionelle und professionelle Netzwerke, zum anderen auf persönliche Soziale Netzwerke zwischen Menschen. In diesem Beitrag soll ein Schwerpunkt auf letzteres - auf Soziale Netzwerke im Sinne von Beziehungen zwischen Menschen - gelegt werden.

Wichtigkeit von Sozialen Netzwerken

Soziale Netzwerke betreffen jede und jeden im Laufe eines Lebens. Seien es Eltern, Geschwister, Peers, Nachbarn, KollegInnen, Partnerschaften oder auch PflegerInnen im Alter, um nur einige wenige Beziehungen zu nennen. Hierbei können sich die Funktionen und Beziehungsqualitäten innerhalb der Sozialen Netzwerke und zu einzelnen Personen (deutlich) unterscheiden. „[Z]entrale Netzwerkbeiträge“ im Laufe eines Lebens ergeben sich nach Nestmann und Wehner aus dem „Versorgtwerden und Versorgen, unsere Erziehung und Sozialisation, Informationen und Rückmeldung zu uns und unserer Welt, Geselligkeit und soziale Integration, enge Bindung und Liebe, gegenseitige Hilfe und soziale Unterstützung wie auch soziale Regulation und soziale Kontrolle“ (Nestmann/Wehner 2008, S. 19).

Toni Antonucci und Robert Kahn beschreiben Soziale Netzwerkbeziehungen im Lebenslauf mit dem - passenden - Bild eines ‚convoy‘, der sich mit Geburt eines Menschen in Bewegung setzt. Manche Mitglieder verlassen den Konvoi, andere kommen hinzu, manche bleiben ein Leben lang (Antonucci 1990). Der Ansatz der Sozialen Netzwerke lässt sich des Weiteren gut mit Norbert Elias und seinem Figurationsansatz verknüpfen (Bullinger/Nowak 1998; Willems 2010; Stegbauer/Häußling 2010). In einem seiner Hauptwerke ‚Was ist Soziologie‘ führt Elias u.a. den Gedanken der Figurationen weiter aus. Ein Beispiel bezieht sich auf ein Fußballspiel, in welchem zwei inter-

dependente gegnerische Gruppen eine Figuration bilden:

„Die fließende Gruppierung der Spieler der einen Seite ist nur verständlich im Zusammenhang mit der fließenden Gruppierung der Spieler der anderen Seite. Um das Spiel zu verstehen und Freude daran zu haben, müssen die Zuschauer in der Lage sein, den wechselnden Positionen der Spieler beider Seiten in ihrer Bezogenheit aufeinander, also eben der flüssigen Figuration, die beide Seiten miteinander bilden, zu folgen“ (Elias 2006, S. 173).

Von großer Bedeutung ist es also, Menschen in sozialen Verbindungen - in Sozialen Netzwerken - zu sehen. Menschen sind in einem Sozialen Netzwerk miteinander verknüpft und (re-)agieren in ihrem Netz vor dem Hintergrund ihrer sozialen Beziehungen und deren Wechselwirkungen. Dies kann in unterschiedlichen Situationen, Kontexten, Lebensphasen - wie angedeutet - verschieden sein. Die Analyse von Netzwerken ermöglicht eine systemische und ganzheitliche Betrachtungsweise eines Individuums und kann ermöglichen, Verhaltensweisen und Handlungsschritte zu verstehen und nachvollziehbarer zu machen - gerade besonders wichtig in Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit. Auch damit einhergehende - das wird deutlich - systemische, sozialräumlich- und gemeinwesenorientierte Ansätze in der Sozialen Arbeit tragen zu einer Beschäftigung mit Sozialen Netzwerken bei (s. auch Zwicker- Pelzer in diesem Heft).

Forschungen zur Sozialen Netzwerken in der Sozialen Arbeit

Zahlreiche Forschungen belegen positive Wirkungen einer Eingebundenheit in ein Soziales Netzwerk. Auch Forschungen, die nicht direkt der Netzwerkforschung zuzuordnen sind, weisen auf die

Bedeutung von Beziehungen hin. So halten Emmy Werner und ihr Team in ihrer Kauai-Längsschnittstudie mitunter soziale Beziehungen als zentralen schützenden Faktor fest, damit sich Kinder trotz widriger Umstände positiv entwickeln können. So konnten z.B. Eltern, Großeltern, ältere Geschwister, Tante bei resilienten Kindern als Ressource angesehen werden (2008). Neben Ergebnissen der Resilienzforschung weisen auch Ergebnisse im Gesundheitswesen auf positive, salutogene Wirkungen von Sozialen Netzwerken insbesondere der sozialen Unterstützung - oder auch dem ‚social support‘ - hin (vgl. Gahleitner/Homfeldt 2013). Dass sich Soziale Arbeit mit Beziehungen beschäftigt, das ist nichts Neues. Nicht ohne Grund spricht Gahleitner von der ‚Soziale[n] Arbeit als Beziehungsprofession‘ (2017) und unterstreicht eben auch hier die Bedeutung von Beziehungen. Es existiert eine Vielzahl an Studien, in denen einzelne Beziehungen in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses gestellt werden - und nicht eingebunden in einem Gesamtnetzwerk. So untersuchen z.B. Schrapper und Hinterwälder die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen in der stationären Erziehungshilfe: *„Geschwisterbeziehungen nehmen in den menschlichen Beziehungen eine spezifische Stellung ein. Sie entstehen qua Geburt und sind auch bei Kontaktabbrüchen lebenslang unauflösbar. Sie sind mit die längsten sozialen Beziehungen im Leben von Menschen überhaupt und ermöglichen ihnen sehr dauerhafte soziale Erfahrungen“* (2019, S. 6). Königeter untersucht z.B. die Arbeitsbeziehungen mit Eltern in den Erziehungshilfen (2009). Peerbeziehungen stehen bei Krüger, Deinert und Zschach im Fokus (2012). Veränderungen der Paarbeziehung nach Eintreten einer Körperbehinderung sind bei Behrisch (2014) von Interesse. Zu Veränderungen von Generationenbeziehungen nach der Geburt des ersten (Enkel-

Kindes forschte Salzburger (Salzburger 2015) und Auswirkungen von ‚Demenz in der Ehe. Über die verwirrende Gleichzeitigkeit von Ehe- und Pflegebeziehung‘ nahm Franke in den Blick (Franke 2006). Durch die (sehr) kleine Auswahl wird aber auch hier deutlich, dass Beziehungen im Laufe eines Lebens von großer Bedeutung sind - und nicht ‚nur‘ für AdressatInnen der Sozialen Arbeit. Soziale Netzwerke betreffen eben jede und jeden. Auch in der Praxis und Forschung der Sozialen Arbeit finden Soziale Netzwerke bzw. eine Netzwerkorientierung zunehmend eine wichtigere Rolle, z.B. in den verschiedenen Arbeitsfeldern Beratung, Kinderschutz, Heimerziehung, Suchthilfe, Psychische Erkrankungen, Krisenmanagement, Sozialpsychiatrie, gerontopsychiatrische Tagesstätten, Strafvollzug, Altenhilfe, uvm. (vgl. Fischer/Kosellek 2013; Ningel/Funke 1995; Röhrle/Sommer/Nestmann 1998; Schönig/Motzke 2016). So betonen auch Schönig und Motzke, dass eine *„Netzwerkorientierung eine Querschnittsaufgabe [ist], die für alle Handlungsfelder relevant ist“* (Schönig/Motzke 2016, S. 10). Mit Blick auf Netzwerkforschungen halten Kupfer und Nestmann fest:

„Fünfzig Jahre soziale Netzwerk- und Unterstützungsforschung lassen keinerlei Zweifel daran, dass soziale Unterstützung durch ein Netzwerk persönlicher Bindungen und Beziehungen einen erheblichen Anteil daran hat, dass wir gesund sind und bleiben, ob wir Belastungen und Krisen meistern und bewältigen, ob es uns gut geht, wir uns wohlfühlen und zufrieden sind. Keine sozialen Beziehungen und keine persönlichen Bindungen zu haben, ist stressreich für ein ‚soziales Wesen Mensch‘ und macht es viel schwerer, allein auf sich gestellt, die Anforderungen und Beeinträchtigungen zu meistern, die ein Menschenleben von der Kindheit bis ins hohe Alter mit sich bringt“ (Kupfer/Nestmann 2016, S. 95f.)

Gesamtnetzwerke von Kindern und Jugendlichen standen z.B. in einem Projekt von Frank Nestmann und seinem Team im Erkenntnisinteresse. In dem Projekt wurden persönliche soziale Netzwerke von sechs- bis zwölfjährigen Kindern in a) Heimen b) Pflegefamilien und c) in Herkunftsfamilien (ohne Inanspruchnahme einer Hilfe zur Erziehung) verglichen (Laufzeit: 2001 - 2004). Das Team konnte so Erkenntnisse zur Netzwerkstruktur, zu Nähe und Distanz von Netzwerkmitgliedern sowie zu qualitativ-funktionalen Netzwerkdimensionen gewinnen und gibt Aufschlüsse zu ‚Kindernetzwerken‘ (vgl. Nestmann et al. 2008, S. 75 ff.). Sie unterstreichen mitunter z.B. die Bedeutung der Beziehung zu ErzieherInnen und eine Verbundenheit zu Familienangehörigen.

In einem Projekt der Universität Siegen standen Soziale Netzwerke im Lebenslauf von Jugendlichen in der Heimerziehung explizit im Mittelpunkt der Untersuchung (Theile 2015). Hier wurden Soziale Netzwerke über den Lebenslauf von Jugendlichen aus ihrer Sichtweise untersucht. Die Netzwerke haben sich im Laufe des Lebens z.T. stark verändert. Es gab kaum lange tragfähige, kontinuierlich positive Beziehungen über den Lebenslauf der Jugendlichen hinweg. Auch diese Untersuchung unterstreicht die Wichtigkeit von Beziehungen zum familiären Netzwerk (auch, wenn diese z.T. belastet sind) sowie zu Professionellen.

Soziale Netzwerke von Menschen mit Behinderung wurden u.a. im ‚Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland‘, welcher vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Auftrag gegeben wurde, in den Blick genommen (Cornelißen 2005). Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass eine Vielzahl von Menschen mit einer Behinderung nur über eingeschränkte Soziale Netzwerke

verfügt (Michel/Häußler-Sczepan 2005). Auch im Bereich der Beratung nehmen Soziale Netzwerke eine immer wichtigere Bedeutung ein und werden konzeptionell, z.B. auch in Form des Familienrates, verankert (Bauer 2013). „Dass Personen aus dem sozialen Netzwerk und hier insbesondere der Familie in das konkrete Beratungsgeschehen mit einbezogen werden und sich damit auch die Settings der Beratung verändern und flexibilisieren, hängt darüber hinausgehend mit der zunehmenden Verbreitung systemischer Konzepte in der Beratung seit den 1980er Jahren zusammen“ (Bauer 2013, S. 315; s. Zwicker-Pelzer in diesem Heft).

Soziale Netzwerke oder auch manche Handlungen von Netzwerkmitgliedern können jedoch ebenfalls eine Belastung darstellen und/oder nicht förderlich und/oder immer (durchweg) positiv sein. Mögliche belastende Aspekte von Sozialen Netzwerken beschreiben Laireiter und Lettner zum einen auf struktureller Ebene, wie Größe, Dichte, Zwangskontext vs. Freiwilligkeit, und zum anderen auf der Ebene von Interaktionen, z.B. Konflikte (vgl. Laireiter/Lettner 1993). Aber auch Gewalt, Erkrankungen, etc. können Belastungen in Sozialen Netzwerken sein. Des Weiteren können zu große und ‚verwinkelte‘ Netzwerke z.B. Belastungspotentiale bergen. Ist ein Netzwerk vielleicht sehr eng, sodass nur wenige/keine Entwicklungsmöglichkeiten bestehen? Sehr dichte Netzwerke stehen in der „Gefahr der sozialen Isolation und Abschotung[!] gegenüber der äußeren sozialen Umwelt“ (Laireiter/Lettner 1993, S. 102). Manche Treffen mit Netzwerkmitgliedern können in einem - vielleicht auch gefühlten - Zwangskontext stattfinden - sei es Schule, Heim, Jugendamt oder das Gefängnis u.ä. Auch von diesen Beziehungen können Belastungen ausgehen (aber auch Ressourcen).

Auch Winkler macht auf Gefahren in Bezug auf den Netzwerkansatz aufmerksam: „[V]on vornherein nach Netzen und Ressourcen zu fragen und diese mobilisieren zu wollen, kann bedeuten, die Lebensproblematik eines Menschen allzumal in ihrer subjektiven Bedeutung nicht wahr- und nicht ernstnehmen zu wollen [...] Arbeit an Netzen und mit diesen bedeutet, Unterstützung durch das Netz und die in diesem gebundenen Ressourcen zu gewinnen; Netzwerken heißt dann, das Netz sichtbar zu machen, es vielleicht zu stärken, es vor allem für den Hilfeprozess zu instrumentalisieren [...] Und dennoch: die Netze zu nutzen, über die ein Mensch verfügt, heißt auch, sie ihm als das ihm eigene zu nehmen, die Gemeinschaft enteignen und ihn dieser zu entfremden, sie zu einem Werk(zeug) zu machen, das mit ihm nichts mehr zu tun hat“ (Winkler 2013, S. 33 ff.). Hier müssen SozialpädagogInnen in Forschung und Praxis wachsam sein. „Pädagogen [...] können nicht zielgerichtet in die Köpfe und Herzen hineinintervenieren - und dürften das auch gar nicht wollen -, sondern sie können gutes Material liefern [und] günstige Bedingungen arrangieren, in denen Entwicklungsprozesse wahrscheinlich werden“ (Wolf 2012, S. 12). Hierbei können Soziale Netzwerke eine zentrale Ressource sein.

Fazit und Ausblick

Soziale Netzwerke sowohl in Forschung als auch in der Praxis näher in den Blick zu nehmen und den ‚Schatz‘ der Potentiale von Sozialen Netzwerken weiter zu heben, kann für AdressatInnen der Sozialen Arbeit weitere Chancen für eine gute Entwicklung und Teilhabe ermöglichen. Hierbei ist es wichtig, die Autonomie und die Subjektivität der AdressatInnen zu wahren, und nicht - darauf weist Winkler hin - unbedacht in Sozialen Netzwerken zu (re)agieren.

Anmerkungen:

¹ In diesem Beitrag ist es nicht möglich, den Begriff ‚Soziale Netzwerke‘ in seiner Gesamtheit darzustellen, daher sei hier auch auf weitere Publikationen verwiesen (Fuhse 2018; Hollstein/Straus 2006; Stegbauer 2010; Theile 2015).

Literatur

- Antonucci, Toni C. (1990): Social supports and social relationships. In: Binstock, Robert H./Shanas, Ethel: The handbook of aging and the social sciences, 3. Auflage, Academic Press, San Diego, S. 205-226.
- Bauer, Petra (2013): Beratung und Netzwerke. In: Fischer, Jörg/Kosellek, Tobias: Netzwerke und Soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen, Beltz Juventa, Weinheim, Basel, S. 310-327.
- Behrisch, Birgit (2014): „Ein Stück normale Beziehung“. Zum Alltag mit Körperbehinderung in Paarbeziehungen, Transcript Verlag, Bielefeld.
- Bullinger, Hermann/Nowak, Jürgen (1998): Soziale Netzwerkarbeit. Eine Einführung für soziale Berufe, Lambertus Verlag, Freiburg.
- Cornelißen, Waltraud (2005): Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland, 2. Fassung, Deutsches Jugendinstitut e.V., München.
- Elias, Norbert (2006): Was ist Soziologie?, Suhrkamp, Amsterdam.
- Fischer, Jörg/Kosellek, Tobias (2013): Netzwerke und Soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen, Beltz Juventa, Weinheim, Basel.
- Franke, Luitgard (2006): Demenz in der Ehe. Über die verwirrende Gleichzeitigkeit von Ehe- und Pflegebeziehung, Mabuse-Verlag GmbH, Frankfurt/Main.
- Fuhse, Jan Arendt (2018): Soziale Netzwerke. Konzepte und Forschungsmethoden, 2., überarbeitete Auflage, UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz, München.
- Gahleitner, Silke Birgitta (2017): Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen, Beltz Juventa, Weinheim, Basel.
- Gahleitner, Silke Birgitta/Homfeldt Hans Günther (2013): Gesundheitsbezogene Soziale Arbeit und soziale(s) Netzwerke(n). In: Fischer, Jörg/Kosellek, Tobias: Netzwerke und Soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen, Beltz Juventa, Weinheim, Basel, S. 494-516.
- Hollstein, Betina/Straus, Florian (2006): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen, Springer VS Verlag, Wiesbaden.
- Köngeter, Stefan (2009): Relationale Professionalität. Eine empirische Studie zu Arbeitsbeziehungen mit Eltern in den Erziehungshilfen, Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler.
- Krüger, Heinz-Hermann/Deinert, Aline/Zschach, Maren (2012): Jugendliche und ihre Peers. Freundschaftsbeziehungen und Bildungsbiografien in einer Längsschnittperspektive. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin, Toronto.
- Kupfer, Annett/Nestmann, Frank (2016): Netzwerkintervention und soziale Unterstützungsforschung. In: Früchtel, Frank/Straßner, Mischa/Schwarzloos, Christian: Relationale Sozialarbeit. Versammelnde, vernetzende und kooperative Hilfeformen, Beltz Juventa, Weinheim, Basel, S. 95-110.
- Laireiter, Anton/Lettner, Karin (1993): Belastende Aspekte Sozialer Netzwerke und Sozialer Unterstützung. Ein Überblick über den Phänomenbereich und die Methodik. In: Laireiter, Anton: Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde, Hans Huber Verlag, Bern, S. 101-111.
- Michel, Marion/Häußler-Sczepan, Monika (2005): Die Situation von Frauen und Männern mit Behinderung. In: Cornelißen, Waltraud: Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland, 2. Fassung, Deutsches Jugendinstitut e.V., München, S. 529-608.
- Nestmann, Frank/Günther, Julia/Stiehler, Steve/Wehner, Karin/Werner, Jillian (2008): Kindernetzwerke. Soziale Beziehungen und soziale Unterstützung in Familie, Pflegefamilie und Heim, dgvt Verlag, Tübingen.
- Nestmann, Frank/Wehner, Karin (2008): Soziale Netzwerke von Kindern und Jugendlichen. In: Nestmann, Frank/Günther, Julia/Stiehler, Steve/Wehner, Karin/Werner, Jillian: Kindernetzwerke. Soziale Beziehungen und soziale Unterstützung in Familie, Pflegefamilie und Heim, dgvt Verlag, Tübingen, S. 11-40.
- Ningel, Rainer/Funke, Wilma (1995): Soziale Netze in der Praxis, Verlag für Angewandte Psychologie, Göttingen.

Nowak, Jürgen (2017): Netzwerke, soziale. In: Kreft, Dieter/Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 8., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Weinheim, Basel, S. 680-683.

Röhrle, Bernd/Sommer, Gert/Nestmann, Frank (Hrsg.) (1998): Netzwerkkintervention, dgvt Verlag, Tübingen.

Salzburger, Veronika (2015): Die Geburt des ersten Enkelkinds. Zur Adaption von Generationenbeziehungen, Springer VS Verlag, Wiesbaden.

Schönig, Werner/Motzke, Katharina (2016): Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit. Theorie, Forschung, Praxis, Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

Schraper, Christian/Hinterwälder, Michaela (2019): Geschwister im Blick. Mit komplexen Beziehungen umgehen, Sozialpädagogisches Institut SOS-Kinderdorf e.V., Eigenverlag, München.

Stegbauer, Christian (2010): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften, 2. Auflage, Springer VS Verlag, Wiesbaden.

Stegbauer, Christian (2017): Interdisziplinäre Netzwerkforschung. In: Symposium: Was ist Netzwerkforschung? Soziologie 46 (1), S. 17-61.

Stegbauer, Christian/Häußling, Roger (2010): Handbuch Netzwerkforschung, Springer VS Verlag, Wiesbaden.

Theile, Manuel (2015): Soziale Netzwerkbeziehungen als Ressource. Soziale Beziehungen im Lebenslauf von Jugendlichen in der Heimerziehung, ZPE- Schriftenreihe Nr. 42, universitätsverlag, Siegen.

Werner, Emmy (2008): Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In: Opp, Günther/Fingerle, Michael: Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, 3. Auflage, Ernst Reinhardt Verlag, München, Basel, S. 20-31.

Willems, Herbert (2010): Figurationssoziologie und Netzwerkansätze. In: Stegbauer, Christian/Häußling, Roger: Handbuch Netzwerkforschung, Springer VS Verlag, Wiesbaden, S. 255-268.

Winkler, Michael (2013): Netzwerke(n) in der Sozialen Arbeit. Vermutlich eine Polemik, zumindest aber der Verweis auf eine Dialektik. In: Fischer, Jörg/Kosellek, Tobias: Netzwerke und Soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen, Beltz Juventa, Weinheim, Basel, S. 18-43.

Wolf, Klaus (2012): Sozialpädagogische Interventionen in Familien, Beltz Juventa, Weinheim, Basel.

Autor



Theile, Manuel, M.A., Universität Siegen. Arbeitsschwerpunkte: Aufwachsen unter (extrem) ungünstigen Bedingungen, stationäre Kinder- und Jugendhilfe, Soziale Netzwerkbeziehungen.

E-Mail: manuel.theile@uni-siegen.de

Renate Zwicker-Pelzer

Netzwerkansatz und Systemik - ein Mensch ist selten allein

Der gute alte Netzwerkansatz der Sozialen Arbeit hat eine neue Attraktivität und Bedeutsamkeit erlangt. Nach den Jahren einer starken Einzelfallorientierung in der professionellen Sozialen Arbeit und einer Welle der starken Therapetisierung gewinnen soziale Bezüge und Verbindungen wieder an Bedeutung. Zeitgleich mit den verstärkten Individualisierungsprozessen in der Gesellschaft wird das Blickfeld im professionellen Feld auf Lebenswelten, informelle und formelle Helfersysteme, Sozialräume etc. ausgeweitet. Der Netzwerkansatz stützt sich auf verschiedene Forschungsstränge, z.B.:

1. die Soziale Arbeit
2. die Erfahrungen aus der Selbsthilfe-Gruppenarbeit in den 70/80er Jahren
3. die sozialwissenschaftlichen Forschungen von Urie Bronfenbrenner zur Ökologie der menschlichen Entwicklung
4. die systemischen Verfahren generell und speziell deren Praxis in Skandinavien, den Niederlanden
5. der Basisgemeinden - Praxis in Süd- und Mittelamerika (und ihren Bezügen

zu der Befreiungspädagogik nach Paulo Freire)

Allen gemeinsam ist ihr Bezogensein von Menschen mit Menschen. Neuere Studien zum Anstieg der Einsamkeit verweisen auf die enorm hohe Bedeutung des bezogenen Daseins (vgl. <https://www.tagesschau.de/inland/einsamkeit-103.html>). Alle sozialen Professionen sollte diese Grundlage generisch bekannt und vertraut sein, ja die handwerkliche Nutzung könnte fließend und selbstverständlich zum täglichen Handeln gehören. Nicht zuletzt ist Netzwerkarbeit eine Konsequenz existenzbezogener Philosophie in deren praktischen Anwendung. Neben dem Bedauern des Anstiegs von Vereinsamung gehören die Hervorhebungen einer gelingenden sozialen Praxis, die in erster Linie durch netzwerkorientiertes Arbeiten wirksam werden.

Bereits vor 100 Jahren beschrieb Alice Salomon als Gründerin der professionellen Sozialen Arbeit ihr Engagement für den Nächsten in verschiedenen Arbeitsformen der Aktivierung von Netzwerken, die für Menschen untereinander stützen-

den Charakter haben sollen. Netzwerkarbeit gehört so in die lange Geschichte der Entwicklung Sozialer Arbeit. Seit ihren Anfängen ging es der professionellen Sozialen Arbeit immer wesentlich um das Vernetzen von Menschen zur Stärkung der Kompetenzen; das gelingende Bemühen, Menschen aus der Vereinsamung herauszuführen.

Die Lebenskontexte von Menschen, die Aktivierung von gemeinsamen Interessen und Wünschen hatten einen fachlich hochwertigen Platz in der Sozialen Arbeit erlangt. Und dennoch hat sich die Individualisierung auch im Handwerkskoffer der professionellen niedergeschlagen: Netzwerkarbeit büßte ihren prominenten Platz ein und erfuhr in der Theorie und in den Konzepten Sozialer Arbeit eine Art von Randständigkeit. Erst die Selbsthilfebewegung und schließlich mit Menschen wie Staub-Bernasconi und Wendt gewannen systemische und lebensweltorientierte Konzepte in der Theoriebildung zunehmend wieder an Bedeutung. In der gegenwärtigen Praxis der Sozialen Arbeit wird mehr und mehr von Netz-

werkarbeit gesprochen und welcher psychosoziale Profi netzwerkt nicht, wer redet nicht übers Vernetzen, wer vernetzt wirklich? Wir finden beim aufmerksamen Zuhören in sozialberuflichen Kontexten und im fachlichen Umgang eine Inflation dieses Wortes.

Nach viel individualisierender Weiterentwicklung aber scheint selbst die therapeutische Szene in die Netzwerkarbeit als Methode/ Intervention neu entdeckt zu haben. So lernen angehende systemische BeraterInnen und FamilientherapeutInnen dieses ursprünglich klassisch sozialarbeiterische Handlungskonzept. Gut so, denn SozialpädagogInnen/SozialarbeiterInnen sahen in den vergangenen Jahren die Erweiterung ihres Handlungsrepertoires meist in Therapieaus- und Weiterbildungen, sie spezialisierten sich zunehmend.

Der Netzwerkansatz und seine Interventions-Bedeutsamkeit gehört auch in die lange Geschichte systemischer Konzeptentwicklung. Die GründerInnen-Generation rund um die Schule von Palo Alto/Kalifornien lud zuerst mehr als den Patienten, seine Familie und über diese hinaus auch die Bezugspersonen der einzelnen Familienmitglieder zu erweiterten Treffen ein. Aus diesen und vielen anderen Entwicklungsgeschichten haben systemische Berater/Therapeuten u.a. in Skandinavien und den Niederlanden gelernt und systemische Netzwerktechniken entwickelt und erprobt. Ein Beispiel zeigte beim 10. IFTA Weltkongress für Familientherapie in Düsseldorf 1998 Joan Klefbek; auf seine vorgestellte Technik der Netzwerkkarte und die damit verbundenen Erfahrungen werde ich in diesem Beitrag mehrfach Bezug nehmen. Netzwerke beziehen sich im Konzept von Urie Bronfenbrenner auf mehrere Systemebenen: auf die interagierenden Menschen und Familien im Mikrosystem, auf die Interaktionen der professionell Handelnden untereinander und miteinander.

Die Methodik der Netzwerkarbeit hat sich fortan weiterentwickeln können, die Netzwerkanalyse hat als diagnostisches Verfahren einen wichtigen Platz eingenommen. So kann man festhalten: Netzwerkarbeit ist im zirkulären Kreis ein diagnostisch hochwertiger Beitrag, regt die systemische Hypothesenbildung an und ist eine gelungene Intervention, die erneut Anregungen der Erweiterung der sozialen Diagnostik liefert. Die unterschiedlichen Autoren verweisen u.a. auf Grenzen der Netzwerkarbeit; makrostrukturell werden z.B. Interessenträger an sog. Runden Tischen vernetzt, d.h. in Verbindung und Austausch gebracht mit dem Ziel des Interessenabgleichs und der Konsensfindung. Mesostrukturell vernetzen Initiativen in Stadtteilen sich selbst meist mit dem Ziel der Interessenwahrung gegenüber staatlichen Eingriffen. Die Institutionen Sozialer Arbeit vernetzen sich zum Schutz vor Geldkürzungen, vor Schließungen, zur Solidarität in der Abwehr von Eingriffen in die Privatsphäre der Adressaten ihres Hilfebemühens, usw. Seltener gelingt es, dass Professionelle, um ihrer selbst Willen sich vernetzen und so z.B. modellhaft ihrem Adressatenkreis den hohen sozialen Wert von Netzwerkarbeit spiegeln. Mikrostrukturell ist vielen Menschen diese soziale Ressource verschüttet und nicht zugänglich, weil die verdichteten Problemlagen im Rahmen gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse andere Schwerpunkte in den Vordergrund heben. Bernd Röhrle wies schon 1996 auf die Notwendigkeit der kritischen Reflexion der methodischen und theoretischen Grenzen von Netzwerkarbeit hin. Erst recht in wirtschaftlich und gesellschaftlich angespannten Zeiten gilt: „Das Konzept kann auch zu einem technologischen Instrument verkommen, welches die soziale Realität verkennt oder gar in unzulässiger Weise manipuliert, kolonisiert, kontrolliert und möglicherweise sogar

zerstört.“ (Röhrle 1996, S. 335). Unter Berücksichtigung dessen soll der Wert der Netzwerkarbeit gewürdigt werden.

Das Systemische am Konzept der Netzwerkarbeit

1. Die Unterscheidung der Systemebenen

Die Unterscheidung der Ebenen ist analog zu Bronfenbrenner (1989) zu sehen. Die Mikroebene ist den Menschen „direkt“ erfahrbar, erlebbar und gestaltbar. Diese direkten Umgebungen „bestehen aus Menschen, Objekten und Ereignissen, die direkt fördernd, behindernd oder schädigend auf Menschen und menschliche Entwicklung Einfluss nehmen und die selbst wiederum durch den Einzelnen beeinflusst werden“ (Nestmann 2001, S. 1685).

Die Mesoebene meint die Verbindungen zwischen Menschen und Gruppen, „die Verbindungen selbst bilden ein System“ (Nestmann 2001, S. 1685). Exosysteme haben eher einen indirekten Einfluss, z.B. die Arbeitsplätze von Mutter und Vater auf die Familie, sie sind aber deswegen nicht weniger bedeutend. Die Makrosysteme umgeben alle untergeordneten Systemebenen, sie stellen den Rahmen für Normen und Regeln dar und beeinflussen diese. Das Denken von den Systemebenen her und auf Netzwerkarbeit hin verweist auf Verknüpfungen, d.h. darauf, wie das konkrete Einzelschicksal mit dem global- gesellschaftlichen verbunden ist und umgekehrt sich im Mikrosystem z.B. Familie gesellschaftliche Rahmung widerspiegelt. Sowohl bezogen auf die Grenzen von Entwicklung als auch im Blick auf die Erweiterung der Räume (als ressourcenorientierte Gestaltungsspielräume) hat diese vernetzende Sichtweise eine große Bedeutung. Netzwerkarbeit ermöglicht es Menschen, ihre persönliche Entwicklung sowohl eng und weit zu empfinden und „andererseits die persönlichen Einflüsse

auf die engen als auch weiten sozialen Beziehungen zu identifizieren“ (Nestmann 2001, S. 1685).

2. Soziale Netzwerke als soziale Systeme

Die Systemische Denkweise versteht Menschen immer in sozialen Systemen lebend und gestaltend. Dies kann aktiver oder passiver Natur sein und sich formeller Strukturen oder informeller Bezüge bedienen. Gerade die Arbeitsverfahren, die sich auf die Verbundenheit von Menschen richten, sind systemisch gesehen bedeutsam. Die Netzwerkarbeit hat hier einen mächtigen Platz, sie ist erforscht, sie bietet als **Diagnoseverfahren** und als **Interventionsinstrument** einen ausgezeichneten Rahmen.

3. Unterstützung und Krisenbewältigung

Einen besonderen Beitrag leistet die Netzwerkarbeit im Hinblick auf

- affektive Unterstützung: Eine hohe Dichte von Beziehungen vermittelt am ehesten hohe emotionale Unterstützung;
- instrumentelle Unterstützung: Die Verbesserung der Wirksamkeit von „praktischer Hilfe und Dienstleistung“ (Ritscher, 2002, S. 170) kann nachgewiesen werden
- kognitive Unterstützung: Die Verschiedenartigkeit und das Verarbeiten neuerer Information erweitert sich im Sozialkontakt und im sich gegenseitig stützenden Austausch
- Aufrechterhaltung der sozialen Identität: durch die Bindung und Aufrechterhaltung von einfachen und stabilen Identitätsmustern
- Vermittlung sozialer Kontakte: Aus schwachen Kontakten kann durch das Vernetzen Stärkung erfolgen (vgl. Rit-

scher, 2002, S. 170; auch Herriger, 2002, S. 133-134)

4. Netzwerkarbeit ist ressourcenfördernd und ressourcenstärkend

Mittels der sozialen Vernetzung wächst das Gewahrsein der eigenen Fähigkeiten, die Energie zu handeln und so, sich ermächtigend, die eigene soziale Umwelt mitzugestalten. Handeln wird -quasi intrinsisch- belohnt und verstärkt. Es wächst die Lust und Freude am Mitgestalten der Lebenswelt. Verschüttete oder nicht mehr genützte positive Erfahrungen werden wieder aktiviert. So gewann die Netzwerkarbeit einen festen Platz im Konzept des Empowerments. Diese hat ebenfalls das Ziel, „die Menschen zur Entdeckung ihrer eigene (vielfach verschütteten) Stärken zu ermutigen, ihre Fähigkeiten zu Selbstbestimmung und Selbstveränderung zu stärken und sie bei der Suche nach Lebensräumen und Lebenszukünften zu unterstützen, die einen Zugewinn von Autonomie, sozialer Teilhabe und eigenbestimmter Lebensregie versprechen“ (Herriger, 2002, S. 7).

Netzwerkarbeit verhilft zu tiefen persönlichen Erfahrungen:

- Verbundenheit und Zugehörigkeit können konkret erfahren werden.
- Die eigenen Ressourcen können umfassender wahrgenommen werden und werden durch Erfahrung von Gemeinsamkeit verstärkt (statt einer Betonung der Unterschiede).
- Die Selbsttätigkeit handelnder Subjekte in Gemeinschaften wird angeregt. Die Netzwerkarbeit hat sich in der Sozialen Arbeit mit Menschen in Krisensituationen und in komplexen Lebenslagen sehr bewährt.

Diese Würdigung eines Arbeitsverfahrens muss abgegrenzt werden von möglichen sozial-technokratischen Missbräuchen. Fehlende Finanzen und das Bemühen um eine schnelle Abwicklung von Hilfe-Fällen z.B. können dazu verleiten, erfolgversprechende Techniken zu nutzen, ohne dabei das professionelle Interesse auf eine intra- wie interpersonale Tiefenwirksamkeit auszurichten. Infolgedessen sind an sich hilfreiche Techniken oftmals auch nur vorübergehend wirksam.

Netzwerkarbeit aus systemischer Sicht müsste es m. E. gelingen, die Kompetenzen von Menschen tiefenwirksam und nachhaltig in Bewegung zu bringen und soziale Verbundenheit nicht nur für die Krise, sondern als neue Dimension der persönlichen Lebensqualität erfahrbar werden zu lassen. Dies möchte ich an einem systemischen Arbeitsinstrument verdeutlichen. So verstanden ist Netzwerkarbeit soziale Diagnostik und soziale Intervention. Als systemisches Handlungsinstrument nutzt sie die Hypothesenbildung auch als gesellschaftlicher Reflektor.

Die Netzwerkkarte als Instrument systemischer Intervention in Sozialer Arbeit

Bullinger/Nowak 1998 beschreiben detailliert viele Vorgehensweisen und Techniken sozialer Netzwerkarbeit. Wie über die Erstellung der Netzwerkkarte diagnostisch neue Erkenntnisse für die Beteiligten und die professionellen BegleiterInnen gewonnen werden, wird darin deutlich.

Wie sie in Gruppen, in sog. Nachbarschaftsheimen erfolgreich praktiziert und angewendet wurde, davon berichtete Joan Klefbek (Stockholm) beim 10. IFTA Weltkongress der Familientherapie 1998 in Düsseldorf. Er selber leitet in der Nähe von Stockholm in einer 150.000-Einwohner-Stadt mit 50% Einwandererfamilien ein Krisenzentrum. Über viele Jahre

haben Professionelle dort nach Methoden gesucht, wie die soziale Einbindung von Familien gut unterstützt werden könne.

Ein Beispiel der systemischen Intervention

Die Netzwerkkarte wird von Klefbek als Einzel- und Gruppenmethode genutzt. Die systemisch-methodische Vorgehensweise für das Erstellen der Netzwerke lässt sich in vier Phasen aufgliedern:

1. Phase

Jede Person arbeitet für sich allein. Es geht darum, eine Karte des persönlichen Netzwerkes von innen nach außen zu erstellen (Zeichen für Männer: □, Zeichen für Frauen: ○)

2. Phase

Wahl einer anderen Person für die **Co-Beratung**: Jeder ist ca. 10 Minuten erzählend dran, abwechselnd! Danach erfolgt dann die Reflexion über das Erfahrene in der Partnerdyade.

3. Phase

In der **Gesamtgruppe** oder **Gesamtfamilie** geht es nun um die Reflexion der Phasen bei der Erstellung der Netzwerkkarte, die persönlichen Gefühle und Erkenntnisse während der Einzelarbeit.

Auswertungsfragen könnten dabei sein:

- Nach welchen Kriterien habe ich geordnet?
- Männer und Frauen: Welches Geschlecht ist stärker repräsentiert, welches weniger stark?
- Ergibt sich Stress aus der Art, wie die Personen zueinander stehen?
- Wie ist das Verhältnis von Familie und Nichtfamilie, d.h. Verwandtschaft und Wahlverwandtschaft?
- Welche Wünsche gibt es hinsichtlich Veränderung? Jede/r legt sich in ersten Schritten (Planung) für Veränderungen fest, d.h. was er/sie verändern möchte und was er/sie als erstes für die Veränderung tun will.

- Diese sind in konkreten Arbeitsaufgaben kleinschrittig festzuhalten und beim nächsten Treffen zu überprüfen.

Die Karte kann **offen**, d.h. in konzentrischen Kreisen von innen nach außen gezeichnet werden (Abb. 1) oder als **Fünf-Felder-Karte** (Abb. 2). Hier sind die Felder in Inhalt und Größe markiert und damit festgelegt. Wichtig am Ende des Arbeitsganges sind die konkret vereinbarten Aufgaben im Sinne der Hausaufgaben in der systemischen Beratung und Therapie.

Joan Klefbek fertigt diese Netzwerkkarten fortlaufend an; d.h. bei der Kontaktaufnahme und im Prozess werden diese immer wieder neu aktualisiert und als Entwicklungsaufgabe dauernd erneuert. Dadurch entstehen neue Verbundenheiten und informelle wie formelle Netzwerke mit Festigkeit und Haltbarkeit. Die hohe Involviertheit der Menschen, die sich in dieser Form von Netzwerkarbeit engagieren, ermöglicht neue Autonomie,

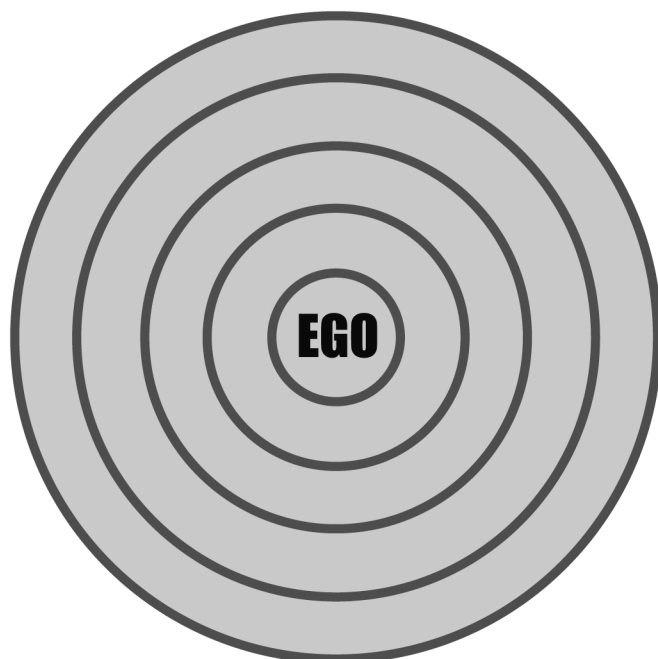


Abb. 1: Offene Netzwerkkarte

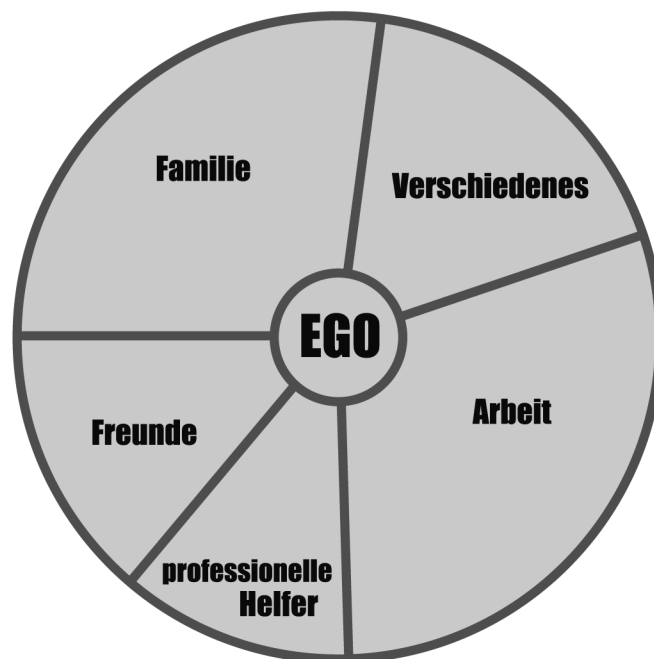


Abb. 2: Fünf-Felder- Karte

einen höheren Grad an Selbstverpflichtung für eher gelingende Lebensqualität. Sie schützt und immunisiert gegen einen Missbrauch bzw. Grenzverletzungen der sog. Helfersysteme. Im Rahmen von qualitativen Untersuchungen der Arbeit mit der Netzwerkkarte entdeckte man in Schweden interessante Aspekte:

- Die Netzwerkkarten sehen in vielen Kulturen fast gleich aus.
- Arbeit/Beruf ist der stabilste Teil des Netzes.
- Die Karten zeigen geschlechtsspezifische Unterschiede.
- Arbeit/Beruf wird in der Familie ausgeglichen (auch Nicht-Arbeit, d.h. Arbeitslosigkeit, oder unbezahlte Hausfrauen-Arbeit), nicht aber umgekehrt (vgl. Klefbek, 1998). Daher muss auf ein weitgehendes Gleichgewicht zwischen Familie und Beruf geachtet werden.

Systemische Soziale Arbeit und zeichnet sie mit dem Namen ein. Netzwerkarbeit alte und neue Kompetenzen spürbar. Die systemische Technik verbindet Mikro- und Mesosystemebenen. Es treten Kernkompetenzen in den Vordergrund, indem Lebens- und Überlebensfähigkeiten von Menschen aktiviert und gestärkt werden. Die Verbundenheit mit anderen Menschen im eigenen Lebenskontext wird als selbst zu gestaltende Dimension erfahrbar und nicht zur schicksalhafte Gegebenheit. Auf diesem Weg werden neue soziale Kompetenz und Autonomie unmittelbar spür- und gestaltbar. Bei den professionell Handelnden in Sozialer Arbeit unterstützt die Arbeit mit der Netzwerkkarte die Fokussierung auf die Ressourcen von Menschen. Für die Diagnose ermöglicht sie einen Einblick in die soziale Beziehungsrealität des Hier und Jetzt. Darüber hinaus führt sie als systemisches Interventionsinstrument bereits in eine neu zu gestaltende Realität mit neuem Elan und ermöglicht kleinschrittige, dem Veränderungstempo der Betroffenen angepasste

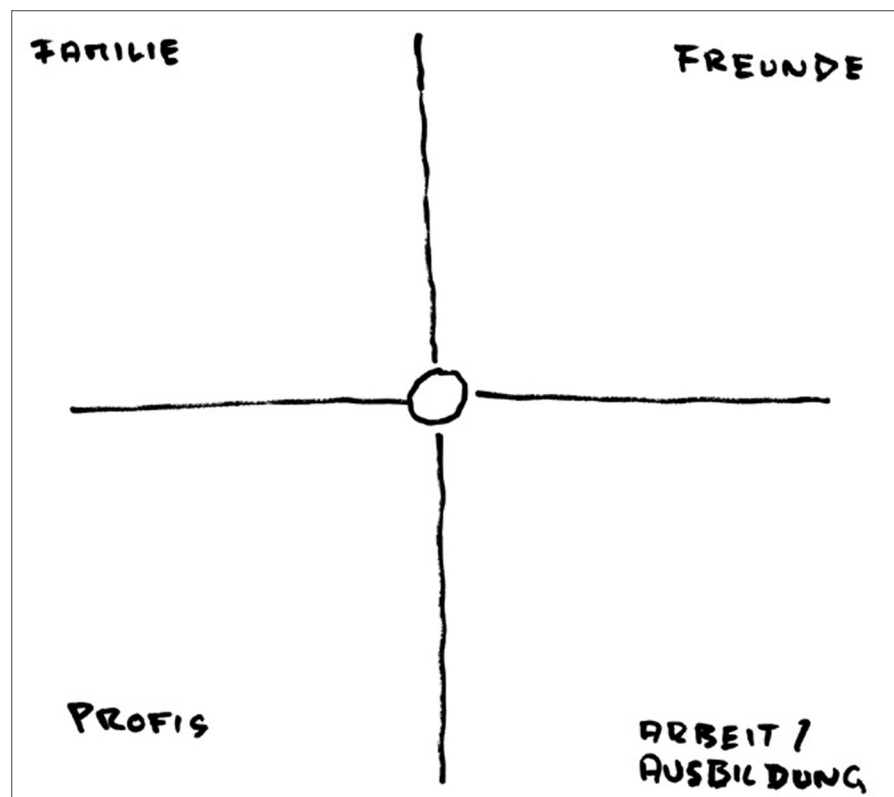
Erfahrungen. Damit kann sie sich als ein Beitrag zu sozialer Verbundenheit als Gegengewicht und Korrektur zu Tendenzen der Vereinzelung durch gesellschaftliche Individualisierungsprozesse erweisen.

Johannes Herwig-Lempp (2004, S. 353-364) schlägt ein weiteres Modell des Zeichnens der Netzwerkkarte vor, die er als VIP-Karte bezeichnet.

Er teilt ein großes Quadrat oder Rechteck in vier Felder, die der Freunde, Nachbarn, die der Familie, die der professionellen Hilfe/Helfer, die der Arbeit/Beruf. In meinem Praxishandeln gehe ich sehr flexibel mit dem Feld von Arbeit/ Beruf um. Für viele Menschen, die diese Karten erstellen, ist Arbeit oftmals als Fakt die „Nichtarbeit“ oder die Arbeitslosigkeit, oder die Ausbildung, die Weiterbildung; auf jeden Fall eine Umbruchsituation, die mit der Präsenz oder Nichtpräsenz in der Arbeitswelt zu tun hat. Arbeitet man mit

Menschen vor, während oder nach dem Berufsausstieg spielt dieses Feld weiterhin eine Rolle: Ist es mir gelungen, einen guten Ausstieg zu finden, was mache ich mit den noch vorhandenen arbeitsweltlichen Potenzialen? Arbeitswelt ist ein Part der gesellschaftlichen Präsenz, was tue ich mit den noch lebenswerten Potenzialen, erst recht jetzt, wo ich 24 Stunden eines Lebenstages frei gestalten könnte?

„Eine VIP-Karte besteht aus vier Feldern, in deren Mitte die Hauptperson (die KlientIn) mit einem Symbol und ihrem/seinem Namen eingezeichnet wird. Nun wird jedes der Felder einem der vier Bereiche „Familie“, „Freunde/ Bekannte“, „Arbeit/Ausbildung“ und „Profis“ zugeordnet. Anschließend sucht man für jeden dieser Bereiche die Menschen, die für die Hauptperson „sehr wichtig“ sind und zeichnet sie mit dem Namen ein. Dabei übernimmt man die Symbole des



Genogramms (einen Kreis für eine Frau, ein Quadrat für einen Mann). Die Wichtigkeit der Personen wird durch Nähe oder Ferne, in der sie zu der Hauptperson gezeichnet werden, ausgedrückt: je näher sie an die Hauptperson gezeichnet werden, desto wichtiger sind sie ihr“ (Herwig-Lempp 2004, S. 355).

Als Vorgehen schlägt er für die Erstellung der VIP-Karte vor:

„Die VIP-Karte zu erstellen ist ein Angebot an den Klienten, ich werde ihn einladen, mal zu sehen, „wer die wichtigsten Menschen in Ihrem Leben sind“. Ich kann noch erläutern, dass ich interessiert wäre, mehr über ihn und sein Umfeld zu erfahren, dass wir anhand der VIP-Karte anschließend gemeinsam überlegen könnten, wie diese VIPs ihn vielleicht unterstützen könnten... Ich erstelle die Grundskizze und erläutere ihm kurz die Bedeutung und die Vorgehensweise - die vier Felder benenne ich im Uhrzeigersinn, je nach seiner beruflichen Situation benenne ich das dritte Feld mit Schule, Ausbildungsstelle oder Arbeitsplatz. Ich lade ihn ein, mir nun die wichtigsten Personen zu nennen, die ich anschließend einzeichne. Die Reihenfolge ist willkürlich, ich überlasse sie meinem Gesprächspartner („Mit welchem Feld wollen Sie anfangen?“), „Wen soll ich als erstes einzeichnen?“. Das vorgegebene Raster wird uns immer wieder daran erinnern, in welchem Bereich wir noch nach VIPs suchen können. Während wir die Skizze mit Symbolen füllen, lasse ich mir erzählen. Der Klient bekommt die Gelegenheit, (s)eine Geschichte(n) zu erzählen. Es geht nicht allein darum, die Personen zu benennen und einzzeichnen, sondern um eine Einladung zum Erinnern, Berichten und Darstellen. Die Struktur der VIP-Karte lässt ihn die Geschichte anders (und damit zugleich auch eine andere Geschichte) erzählen, als wenn er sie anhand seines

Problems oder seiner persönlichen Entwicklungsgeschichte darstellen würde. Ich habe die Gelegenheit zum Nachfragen. Die Erstellung an der VIP-Karte ist ein guter Anlass dazu („Was macht sie so wichtig für Sie?“ „Was sind seine Stärken?“ „Was schätzen Sie an ihr?“ „Was würde er sagen, wenn ich ihn frage, was Sie ihm bedeuten?“ „Was könnten Sie von ihm lernen?“). Als SystemikerIn werde ich ressourcenorientiert, lösungsfokussiert und dabei sicherlich auch immer mal wieder zirkulär nachfragen. In der Regel schlage ich vor, die Zahl der einzzeichnenden Personen auf fünf bis sieben Personen je Feld zu beschränken: Zum einen aus Gründen der Übersichtlichkeit, sonst wird die Karte kaum mehr lesbar. Zum anderen erinnert dies uns daran, dass es gar nicht möglich ist, „wirklich alle“ bzw. „alle wirklich wichtigen“ Personen zu erfassen. Wer wen als wichtig einschätzt, ist eine subjektive, momentane Einschätzung und nie vollständig-abschließend zu erfassen. Tauchen technische Fragen auf („In welches Feld soll ich meinen Arbeitskollegen, der auch mein Freund ist, einzeichnen?“ „Gehört der Schulsozialarbeiter zum Feld ‚Schule‘ oder zum Feld ‚Profis‘?“), überlasse ich die Entscheidung gerne meinen KlientInnen: Sie bestimmen, wer wie und wo dazu gehört. Evtl. schlagen sie auch mal eine andere Bezeichnung einzelner Felder vor oder wollen ein Feld mehr zur Verfügung haben. Manchmal nehmen wir zunächst Münzen, die wir auf dem Blatt Papier noch herum schieben können, bevor sie fest eingezeichnet werden. Verwenden wir zusätzliche Zeichen oder Farben (z.B. für Verstorbene, Tiere, für Zusammenwohnen oder für Menschen, die wichtig sind, aber zu denen die Beziehung schwierig ist), ergänzen wir die Zeichnung noch um eine kleine Legende, um die VIP-Karte evtl. später noch zu verstehen. Um die Subjektivität und lediglich momentane Gültigkeit der erstell-

ten Karte in Erinnerung zu behalten (und nicht etwa die Darstellung als dauerhaft gültig zu betrachten), wird die Karte von mir am Ende des Gesprächs mit einem Datum und den Namen derer, die sie erstellt haben (also meinem Klienten und mir) versehen“

(Herwig-Lempp 2004, S. 356-357).

Die Dokumentation, Visualisierung braucht einen sicheren Ort, ein Festhalten; dieses kann ein Fotodokument sein oder ein Flipchart, welche beim Berater oder beim Klienten für die weiteren Besprechungen abrufbar ist.

Individuell angefertigte Netzwerkkarten können sozialisiert werden, d.h. man kann TeilnehmerInnen anregen, sich die unterschiedlichen Karten zu zeigen und sich gegenseitig zu befragen im Sinne eines anregenden Feedbacks.

Meist entsteht so in Gruppen, in Familien, bei Paaren viel Überraschendes, welches neugierig macht und den Dialog sehr belebt. Keine Karte gleicht der anderen und über die Unterschiede zu sprechen, die dann letztlich doch den Unterschied machen, dies belebt, regt an und bleibt lange - mit guten Gefühlen besetzt - haften.

Gelebte Netzwerkarbeit grätscht als systemisches Verfahren in die sich vergrößernden Vereinsamungs- und die gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse; ein alter (und durchaus nicht veralteter) Arbeitsansatz hilft bei der Belebung eigener sozialer Wirksamkeit.

Literatur:

- Bronfenbrenner, U. (1989). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bullinger, H., Nowak, J. (1998). Soziale Netzwerkarbeit - eine Einführung. Freiburg: Lambertus.
- Früchtel, F.; Budde, W. (2012): Netzwerkkarte. In Wirth, J.; Kleve, H., Lexikon des systemischen Arbeitens (S.283-287). Heidelberg: Carl-Auer
- Hass, W., Petzold, H.G. (1999). Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie. In H.G. Petzold, M. Märtens (Hrsg.), Wege zu effektiven Psychotherapien (Bd. 1, S. 193-272). Opladen: Leske + Budrich.
- Herriger, N. (2002). Empowerment in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer.
- Herwig-Lempp, J. (2004). Die VIP-Karte - ein einfaches Instrument für die Systemische Sozialarbeit. Kontext 35 (4) 353-364.
- Keupp, H., Röhrle, B. (Hrsg.) (1987): Soziale Netzwerke. Frankfurt am Main: Campus.
- Klefbeck, J. (1998). Netzwerkarbeit in Schweden. Persönliche Mitschrift eines Workshops beim 10. IFTA Weltkongress für Familientherapie 15.-20. Mai 1998 in Düsseldorf.
- Nestmann, F. (2001). Soziale Netzwerke - Soziale Unterstützung. In Otto, H.U.; Thiersch, H. (Hrsg.), Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik (S. 1684-1692). Neuwied: Luchterhand.
- Pörksen, U. (1991). Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ritscher, W. (2002). Systemische Modelle für die Soziale Arbeit. Heidelberg: Carl-Auer- Systeme.
- Röhrle, B. (1996), Netzwerk In F. Stimmer (Hrsg.), Lexikon der Sozialpädagogik und der Sozialarbeit (2. Aufl., S. 331-335). München: Oldenbourg.
- Röhrle, B. (1994): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Weinheim: Beltz.
- Staub-Bernasconi, S. (1995). Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit. Bern/Stuttgart: Haupt.
- Zwicker-Pelzer, R. (2002). Hilfen in familialen Krisen: ein Plädoyer für die Vernetzung von Hilfsangeboten. In KFH NW-Jahrbuch 2002 (S. 30-45). Münster: LIT-Verlag.
- Zwicker-Pelzer, R. (2004). Netzwerkarbeit als systemische Intervention in Sozialer Arbeit. Kontext 35 (4) 365-373.
- Zwicker-Pelzer, R. (2008). Wendezeiten in der Professionalisierung von Beratung. Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung, 26 (4), 226-231.
- Zwicker-Pelzer, R. (2010). Beratung in der sozialen Arbeit. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Zwicker-Pelzer, R. (2013). Sorgende und umsorgende Aspekte in der Beratung von Familien im Kontext von Alter und Pflegebedürftigkeit. Kontext 44 (3), 273 -281.
- Zwicker-Pelzer, R. (2014). Beratung von Familien im Kontext von Alter und Pflegebedürftigkeit. In P. Bauer, M. Weinhardt (Hrsg.), Perspektiven sozialpädagogischer Beratung (S. 47-63). Weinheim: Beltz.
- Zwicker-Pelzer, R. (2015). Exemplarische Arbeitsfelder der lebensweltorientierten Beratung. In: T. Hoff, R. Zwicker-Pelzer (Hrsg.), Beratung und Beratungswissenschaft (S. 208-234). Baden-Baden: Nomos.
- Zwicker-Pelzer, R. (2017). Angehörige als Zugehörige im Prozess der Pflege und Betreuung: Niemand ist (hoffentlich) alleine krank. In L. Schirra-Weirich, H. Wiegmann (Hrsg.), Alter(n) und Teilhabe (S. 273-290). Opladen: Budrich.
- Zwicker-Pelzer, R., Geyer, E., Rose, A. (2011). Systemische Beratung in Pflege und Pflegebildung. Opladen: Budrich.
- Zwicker-Pelzer, R., Hawellek, Ch., Bekker, U. (2018). Eindeutig uneindeutig. Demenz systemisch betrachtet. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zwicker-Pelzer, R., Hundenborn, G., Heuel, G. (2018). Kultursensibilität im Gesundheitswesen. Modulhandbuch für eine kompetenzorientierte, wissenschaftsbasierte und multiprofessionelle Aus-, Fort- und Weiterbildung in den therapeutischen und pflegerischen Gesundheitsfachberufen. Düsseldorf: MAGS.

Autorin



Dr. Renate Zwicker-Pelzer:
1994-2017 Professorin für Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule NRW, Abt. Aachen; Erziehungswissenschaft und Beratung an der Abt. Köln; Dipl.- Pädagogin, Dipl.-Sozialpädagogin (FH), Systemische Familienberaterin/ Familientherapeutin, Coachin (DGSF); Supervisorin (DGSv/ DGSF); Lehrberaterin/Lehrtherapeutin/Lehrsupervisorin DGSF; diplomierte Ehe-Familien-Lebensberaterin (BAG EFL), Heilpraktikerin Psychotherapie. Gründungs-Studiengangleitung des Masters of Counseling (Ehe-, Familien- und Lebensberatung). Lehrende in der Katho-NRW -Weiterbildung, am koelner-institut der Universität zu Köln, Lernplanet Wiesbaden und WISPO Frankfurt. Von 2012-2018 zweite Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Systemische Beratung, Therapie und Familientherapie (DGSF) und Mitglied in der VHBC (Vereinigung der Hochschullehrer zur Förderung von Beratung/ Counseling).

Kontakt: zwicker.pelzer@t-online.de

Stefan Bestmann

Lebensqualität statt Versorgungsqualität zur Relevanz sozialer Alltagsbezüge

1 Wieso überhaupt Alltag?

Der pragmatische Lebensalltag der Menschen bildet die Grundlage des Sozialen (Handelns) und die Bewältigung dieses Lebensalltags der Menschen (Böhnisch 1997) wird zum zentralen Gegenstand Sozialer Arbeit. In den unterschiedlichen Handlungsfeldern der bio-psycho-sozialen Arbeit wird in den letzten Jahrzehnten zweierlei beobachtbar: Einerseits hat sich ein kompliziertes System einer sich stets stärker spezialisierenden und differenzierenden, sich gleichsam voneinander isolierenden professionellen Arbeit etabliert. Andererseits zeigt sich die nicht nur professionsethisch unabdingbare Notwendigkeit einer nachhaltigen, die Eigenkräfte der Adressat*innen zunächst zulassenden und dann stärkenden Unterstützung (als Hilfe zur Selbsthilfe). Soziale Arbeit, um überhaupt wirksam werden zu können, befasst sich gleichwohl mit der Komplexität des Alltags der Menschen. Die zwei zentralen Wirkgrößen sind dabei eine ernsthaft umgesetzte, aktive Partizipation im Sinne einer einflussnehmenden und mitgestaltenden

Teilhabe und Teilgabe (Dörner 2010, 77) der Adressat*innen selbst. Damit gewissermaßen einhergehend bedarf es einer koordinierten Kooperation der multiprofessionellen sowie lebensweltlichen Akteure in den sozialraumbezogenen Diskurs- und Handlungsräumen des Alltags. Die Zielstellung und professionsethische Leitlinie einer solchen ursprünglich als Alltagsorientierung, später im sich akademisch etablierenden Fachdiskurs immer stärker als Lebensweltorientierung gefassten Konzeptualisierung liegt folglich in der Ermöglichung eines selbstbestimmteren, gelingenderen Alltags der Adressat*innen (Thiersch 1986). Die Befassung mit dem Lebensalltag macht zunächst die Auseinandersetzung und zugleich die Akzeptanz von Komplexität (Strunk/Schiepek 2014) notwendig. Es kommt immer anders als man plant und denkt, wird landläufig formuliert. Das zeichnet Alltag aus. Es gibt Einflussgrößen, die verändernd wirken, ohne dass diese im Detail vorher absehbar sind. Eine solche Komplexität zeigt sich zudem dadurch, dass sich Ursache und

Wirkung als solche nicht eindeutig identifizieren lassen und sich gegenseitig also relational-zirkulär beeinflussen. Zudem lässt sich zumeist mehr als nur eine einzig isolierbare Einflussgröße ausmachen. Die Folge davon ist, dass im Grunde eine hilflose Suche nach möglichst objektivierbaren Ursachen bzw. Wirkungsketten nicht mehr notwendig wird. Damit einher geht folglich die Akzeptanz, dass ein Alltag stets von Intransparenz und Nichtwissen (Wehling 2006) geprägt ist. Vieles lässt sich schwer nachvollziehen, ist nicht ausreichend erklärbar und erscheint wie ein verworrenes Durcheinander.

Eine weitere Herausforderung, die sich daraus ergibt, ist, dass in sozialen Interaktionen die Prozesse und vor allem ‚die anderen Menschen‘ nicht zielgerichtet im Sinne eines vorweg definierbaren Ergebnisses oder Zustands gesteuert werden können. Wir Menschen ändern unsere Sichtweisen, Einstellungen und Handlungen in der Regel nur dann, wenn uns selbst das ‚Andere‘ als sinnlogisch hilfreicher und nutzbringender erscheint. Zudem muss diese Veränderung über-

haupt im real existierenden Alltag umsetzbar und möglich werden. Dies alles bedeutet, dass es wenig hilfreich ist, wenn Sozialarbeiter*innen professionell ‚so tun‘, als hätten sie eine Idee, was für einen Menschen oder ein Familiensystem hilfreich sein könnte und was die Personen aus professioneller Sicht jeweils brauchen und tun sollten. Eine solche vorab durch fachprofessionelle aber eben nicht lebensweltbezogene Expert*innen gesetzte, sogenannte ziel- bzw. ergebnisfokussierte Steuerung wird abgelöst durch einen partizipativ-dialogischen Entwicklungsprozess von Veränderungsoptionen. Die Akzeptanz von Autonomie, Selbststeuerung und Selbstbestimmung, da die sogenannten Klient*innen ja eh machen was sie wollen, ist folglich das Fundament (und nicht das Problem) des Handelns Bio-psycho-sozialer Arbeit (Förster/Pörksen 2011), es ist quasi ihr professionsbezogener Eigensinn.

2 Und wie setzen wir das nun fachlich um?

Der Lebensalltag in all seinen Bezügen und mit den verschiedenen Herausforderungen zeigt sich also als der zentrale Ansatzpunkt der sozialarbeiterischen Profis (und nicht – wie so häufig in der Handlungspraxis zu beobachten – müssen sich die Adressat*innen an der Logik der professionellen Bezugssysteme orientieren). Damit einhergehend bedeutet eine so verstandene Bio-psycho-soziale Arbeit, dass die Menschen in einer Unterstützungssituation möglichst schnell wieder in ihrer selbstbestimmten (Weiter-)Entwicklung und Veränderung hin zu einem gelingenderen Alltag unabhängig werden von professionell angebotener Hilfe (statt sie abhängig zu machen von Betreuung und Versorgung).

Alltagsbezug bedeutet gleichwohl mehr: Eine gelingende personenbezogene Interaktion arbeitet neben der einzelfallbezogenen Dimension zeitgleich an den dieses

soziale System beeinflussenden Faktoren des Alltags.

Selbstbestimmung zeigt sich für den Schweizer Philosophen Peter Bieri im Unterschied von, „einem Leben, in dem jemand sich so um sein Denken, Fühlen und Wollen kümmert, dass er in einem emphatischen Sinne sein Autor und sein Subjekt ist, und einem anderen Leben, das der Person nur zustößt und von dessen Erleben sie wehrlos überwältigt wird“ (Bieri 2011, 11). Selbstbestimmter kann ein Mensch aber erst dann leben, wenn neben diesen individuellen Möglichkeiten der Reflexion eine gesellschaftliche Ordnung vorhanden ist, die zugleich eine Freiheit des Handelns ermöglicht. Folglich ist neben der subjektiven Fähigkeit der Willensbildung auch die Möglichkeit, seinen Willen in die Tat umsetzen zu können, als Merkmal von Willensfreiheit zu markieren (Keil 2009). So geht es um einen gesellschaftspolitischen Aufbau von Teilhabe- und Teilgabe-chancen. Ganz im Sinne des Capability Approach gilt es einen „Fähigkeitsraum“ zu entwerfen, da „die Beseitigung gewichtiger Unfreiheit eine grundlegende Voraussetzung für die Entwicklung eines jeden einzelnen Menschen ist“ (Sen 2000, 10).

Mit diesem Grundverständnis korrespondiert das Fachkonzept Sozialraumorientierung! (Hinte/Treeß, 2007; Fürst/Hinte, 2014) als ein zuvörderst und maßgeblich personenbezogener Ansatz Bio-psycho-sozialer Arbeit, welcher durchaus und notwendiger Weise ebenfalls Ableitungen für organisationsstrukturelle, prozessuale und sozialraumbezogene Aspekte formuliert. Das zentrale Leitprinzip fokussiert den (Eigen-)Willen der Adressat*innen. Ihre Interessen und Themen legitimieren als zentraler Ausgangspunkt jegliche Aktivitäten der professionellen Interaktionsaufstellungen. „In der sozialräumlichen Arbeit gehen wir davon aus, dass der Wille der Menschen eine wesentliche Kraftquelle für Aktivitäten zur Ge-

staltung des eigenen Lebens bzw. des Wohnumfeldes darstellt“ (Hinte/Treeß 2007, 46). Dieser Aspekt stellt im Fachkonzept den zentralen Kristallisationspunkt dar und wird daher entsprechend deutlich expliziert, zumal als eindeutige Abgrenzung zu den in der Praxis oft, aus Sicht von Hinte fälschlicherweise synonym verwendeten Begriffen wie Wunsch, Maßnahme, Bedürfnis, Perspektive, Auftrag (Hinte 2007, 108). Um an den Eigeninteressen der Menschen anschlussfähig zu sein, bedarf es adäquater und legitimer Zugänge der professionell Tätigen. Persönliche Beziehungen sind der Schlüssel, um die bereits bestehenden Aktivitäten der Adressat*innen überhaupt zu erkunden. Es geht weniger um eine Aktivierung der Menschen, womöglich noch für Zielstellungen aus Sicht pädagogischer Expertisen. Durch das ernsthaft dialogische Gespräch, die unmittelbare Interaktion mit den Menschen wird erst erfahrbar, was die Menschen wollen! Das Subjekt-Subjekt-Verständnis in der Aufstellung zwischen dem professionell tätigen Akteur und seinem Gegenüber ist eine grundlegende Selbstreflexion der eigenen Rolle. „Wer Du spricht, hat kein Etwas zum Gegenstand. [...] Aber er steht in der Beziehung“ (Buber 2006, 8). Der Mensch als ein ‚Gegenüber‘ wird nicht zum Objekt sozialarbeiterischen (Be-)Handelns sondern verbleibt – ethisch betrachtet eigentlich selbstverständlich – in seinem Status eines selbstaktiven Subjektes, das ernst genommen werden muss in seiner je eigenen Wahrnehmung und Gestaltungsfähigkeit. Neben dem bereits ausgeführten ersten Prinzip der „Orientierung an den Interessen und am Willen“ (Hinte/Treeß 2007, 45) der Individuen stellt die „Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe“ (Hinte/Treeß 2007, 51) das zweite Prinzip dar. Dies meint die Unterstützung der Menschen, ihre eigenen Potenziale, ihre bereits bestehenden Aktivitäten und

Eigenkräfte in der Bewältigung des Alltags wahrzunehmen und zu bestärken. Es geht also insbesondere darum, herauszuarbeiten, was derjenige selbst tun kann, um seinen eigenen Vorstellungen, seinem Willen im konkreten Alltag ein Stück näherzukommen. Die Betonung auf die Selbsthilfepotenziale impliziert weder die Schwächung der sozialstaatlich verbrieften Leistungen noch die Lösung von Problemen, die weder durch die Adressat*innen beeinflussbar noch verantwortlich sind. Damit eng einher geht das dritte Prinzip der „Konzentration auf die Ressourcen“ (Hinte/Treeß 2007, 60). Dabei wird unterschieden zwischen den Ressourcen der Menschen selbst, ihrer sozialen Bezüge und denen des Sozialraums. Das vierte Prinzip beinhaltet die „zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise“ (Hinte/Treeß 2007, 72). Die fachliche Konstruktion einer Zielgruppe verführt dazu, bestimmte Etiketten zu verwenden, die in der sozialarbeiterischen Interaktion mit einem Individuum einerseits nicht passen und andererseits die Subjekt-Subjekt-Beziehung außer Kraft setzen und dazu verleiten, eher etwas für Menschen zu tun statt mit ihnen. Zugleich darf sich Biopsychosoziale Arbeit in ihrem Agieren in einem Sozialraum nicht von anderen Handlungsbereichen losgelöst bewegen. Die funktionale Zergliederung der lebensweltlichen Bezugssysteme in Aufgabenbereiche, Ämterstrukturen etc. ist eben ein schlicht lebenswelt- und alltagsferner Versuch organisationsbezogener Steuerungsprozesse, der durch einen sozialraumorientierten Ansatz aufgrund der subjektorientierten und ganzheitlichen Ausrichtung dekonstruiert und in koordinierter Kooperation als fünftes Prinzip nutzbar gemacht wird.

Damit diese Handlungsprinzipien im konkreten Arbeitsalltag wirksam werden können, bedarf es anspruchsvoller Umsetzungsbedingungen auf den vier

zentralen Dimensionen des methodischen Handelns, der organisationalen Aufstellung, der Steuerungslogik sowie eine fachzieldienlichen Finanzierungssystematik all dessen.

Dies bedeutet, dass die je subjektive Lebensqualität der Menschen in einem Sozialraum zur handlungsfeldübergreifenden Steuerungsgröße etabliert wird und weniger der ‚Fall‘, das ‚Problem‘ oder die ‚Erkrankung‘, die Zielgruppe, die Immobilie, die Belegung der stationären Plätze oder ähnliche Abgrenzungskategorien das fachliche Handeln motivieren. Gleiches gilt für die Finanzierungslogik. Möglichst eine lebensweltbezogene und wirksame Hilfe, gerade auch unter Nutzung der den Adressat*innen immanenten, lebensweltlichen Ressourcen, soll befördert werden. Daher darf die Finanzierungslogik nicht auf Defizite orientiert sein bzw. eine Problem zuschreibende Intervention notwendig machen, die, je schwerwiegender und langandauernder der ‚Fall‘ ist, dem Leistungsträger einen entsprechend lukrativeren Ertrag bringt, zumal dies einer Hilfe zur Selbsthilfe zu meist komplett entgegensteht.

3 Welche Zugangswege erschließen den Eigen-Sinn des Alltags der Menschen?

Wie zeigt sich dies nun im Konkreten bei der handlungspragmatischen Anwendung des Fachkonzeptes SRO?

(1) Wer ist hier eigentlich Expertin bzw. Experte für was?

Dem Fachkonzept Sozialraumorientierung liegen ausgesprochen viele verschiedene methodische Handlungsweisen zugrunde, die hier weder im Detail noch in Gänze ausgeführt werden können² Sehr zentral und grundlegend wird zunächst die arbeitsalltägliche Ableitung der Fragestellung zum professionellen Selbstverständnis: Wer ist hier eigentlich Expertin bzw. Experte für was? Diese durchweg selbstkritische

und stets selbstreflektierende Dauerfrageschleife durchzieht jedes professionelle Handeln. Kann ich das als Profi wissen auch wenn mich die Klientin danach fragt? Wie kann ich mir sicher sein, dass mein inneres Bild vom ‚Bedarf für den Adressaten‘ überhaupt das passende ist? Die schlichte Formel ‚nicht für sondern stets mit meinem Gegenüber‘ wird dabei zu einer sehr unterstützenden Orientierung. Ein Beispiel aus der Praxis soll die damit einhergehende Herausforderung, dass dieses Vorgehen manches Mal leichter klingt als es umsetzbar ist, verdeutlichen: eine sogenannte Komplexeinrichtung der Behindertenhilfe mit mehreren hundert Bewohner*innen hat eine in einem kleinen Ort gelegene Außenwohneinrichtung für circa zehn Menschen konzipiert. Im Alltag dürfen die Menschen nunmehr im Sinne der Selbstbestimmung die institutionellen Versorgungsroutinen (Reinigung, Ernährung, Ausstattung, Tagesstruktur etc.) verlassen. Ein großes ‚Problem‘ zeigt sich bei der Verwaltung von Geld und dem selbstbestimmten Einkauf von Lebensmitteln: Müssen die Bewohner*innen hierfür zunächst pädagogische Trainingsprozesse durchlaufen, um ‚fit gemacht‘ zu werden für diesen Teil der Alltagsbewältigung oder wird ihnen erlaubt, dass sie (jetzt endlich und für die meisten ja erstmals) eigene Lebenserfahrungen sammeln dürfen, die selbstverständlich auch mit Scheitern, Herausforderungen, Schmerz, Versagen, Nicht-Können zu tun haben? Erst auf einer solchen, eher ganzheitlichen (Selbst-)Erfahrungsexpertise bildet sich in der Regel ein Fundament für eine selbstbestimmte Entscheidungsfähigkeit aus. Der sozialpädagogische, vermeintlich professionelle, im Grunde jedoch fürsorgliche Reflex verführt jedoch zumeist dazu, den Menschen genau diese Erfahrungen abzunehmen, was sie in ihrer Expertise der selbstbestimmten Alltagsbewältigung wiederum sehr ein-

schränkt und zugleich in Abhängigkeit des professionellen Systems bringt.

(II) Sozialraumanalyse als partizipative Beteiligungsmethode

An einem anderen Standort soll aus einem traditionell angebotsorientierten Zielgruppentreff ein eher selbstgetragener zielgruppenoffener Bürger*innentreff werden. Zunächst soll durch eine Sozialraumanalyse herausgearbeitet werden, wie sich die aktuelle Situation zeigt, wie diese bewertet wird und was sich daraus für Gestaltungsperspektiven ableiten lassen. Die Mitarbeiterin des Trägers beauftragt hierfür jedoch kein externes Sozialforschungsinstitut oder eine Studierendengruppe der Hochschule oder sucht in einer Sinus-Milieustudie nach Antworten. Vielmehr nutzt sie im fachlichen Verständnis einer partizipativ konzipierten Sozialraumanalyse entsprechende beteiligungsfördernde Verfahrensweisen (Nadelmethode, Weitwinkelscan, gemeinsam dialogische Dateninterpretationen, Bürger*innenversammlung etc.³) und ermöglicht somit bereits von Beginn an, dass die sogenannten betroffenen Adressat*innen als beteiligte und eigenaktive Bürger*innen zu verstehen sind.

(III) Kaffee trinken und spazieren? Kooperative Stadtteilbegehungen

Manchmal sind es bereits anscheinend kleine und durchaus eher unaufgeregte Vorgehensweisen, die bereits spürbare Veränderungen ermöglichen. So können durch die in einem Stadtquartier ansässigen, jedoch in unterschiedlichen Handlungsfeldern tätigen Träger verschiedene Stadtteilspaziergänge organisiert werden. Wenngleich dies zunächst in einem reinen Bezug der dort professionell Tätigen umgesetzt wird, kann es für die beteiligten, teilweise langjährig in diesem Stadtteil tätigen Mitarbeitenden Überraschungen geben, was an Themen oder auch Ressourcen sichtbar wird.

Zugleich kann durch so eine Form der Vernetzungsarbeit das Kooperationspotenzial in diesem Stadtteil erst sichtbar werden. Das systematische und regelhafte Erfassen und Nutzbarmachen von Themen und Ressourcen in einem Quartier wird im Fachkonzept Sozialraumorientierung als einzelfallunspecifische Arbeit beschrieben (Bestmann 2013). Hierfür gibt es sowohl im einzelfallspezifischen Beratungskontext als auch in den sozialräumlichen Ansätzen verschiedene Verfahrensweisen, um diese Themen und Ressourcen sichtbar und nutzbar zu machen, die hier nicht ausgeführt werden können. Wesentlich und voraussetzend dabei ist, dass diese Verfahrensweisen organisationsstrukturell unterstützt werden. Einerseits müssen die Legitimation und damit die Zeitressourcen für ein solches Vorgehen durch die jeweilige Trägerorganisation ermöglicht werden. Andererseits benötigt ein systematisches Wissensmanagement, das eher fließend-partizipativ als statisch-zentral aufgestellt wird, eine entsprechende Struktur und Begleitung. Ebenso bedeutet der Aufbau eines verbindlichen und gelingenden Kooperationsbezugs zunächst eine zeitliche Investition.

(IV) Wer hilft hier eigentlich wem? Beteiligung und Engagement

Häufig wird im Kontext sogenannter sozialräumlicher Ressourcen ein Bezug zwischen dem Bereich des ehrenamtlichen Engagements und dem Fachkonzept Sozialraumorientierung hergestellt. Einerseits erscheint dies sehr nachvollziehbar, da sogenannte sozialräumliche Ressourcen häufig (aber eben nicht nur) zivilgesellschaftlich engagierte Personen oder Organisationen sind. Gleichwohl besteht auch hier sehr deutlich das Risiko einer traditionell fürsorglichen Überformung der Eigeninteressen von Adressat*innen. Sehr häufig müssen in diesen Engagementkonstellationen die

Adressat*innen in einer eher bedürftigen Funktionsrolle verbleiben, damit die ehrenamtlich Engagierten etwas ‚für‘ diese Menschen tun können. In manchen Handlungsfeldbezügen erscheint es ausgesprochen herausfordernd, diese Aufstellung zwischen Adressat*innen, Engagierten und professionell tätigen Akteuren in eine eher partizipativere Balance zu bringen. Partizipation, Ressourcenfokus und Eigenkräfte in diesem Kontext bedeuten, dass zunächst sehr genau und beharrlich-geduldig herausgearbeitet wird, was die Menschen zur Veränderung ihrer Lebenssituation aus sich heraus selbst umsetzen bzw. wie sie als Erfahrungsexpert*innen anderen dadurch hilfreich werden können. Es wird deutlich, dass der professionelle Blick auf Ressourcen, das Zulassen der Eigenkräfte und der Selbstwirksamkeitspotenziale, das Herausarbeiten des sogenannten Willens und der daraus ableitbaren Veränderungsoptionen die respektvolle, alltagsbezogene Zugangsgestaltung und eine dialogische Kommunikation, aber auch gelingende Kooperationsgestaltungen, das Erkennen und Zugänglichmachen sozialräumlicher Ressourcen und lebensweltlicher Potenziale (und vieles mehr) durchweg anspruchsvolle, professionelle Vorgehensweisen mit entsprechenden Techniken und reflektiertem Professionsverständnis voraussetzen.

4 Lebensqualität statt Versorgungsqualität

Die Adressat*innen haben einen Anspruch auf lebensweltliche, alltagsbezogene Hilfe in einem auf sie als handelnde Subjekte und Bürger*innen bezogenen Verständnis. Die zentrale fachliche Steuerungsgröße bestimmt die Lebensqualität im Alltag der Menschen in einem Sozialraum und nicht die Versorgungsqualität von konstruierten Zielgruppen. Die Steuerung über ein raumbezogenes (eben nicht mehr allein einzelfallbezogenes)

nes), fachzieldienliches und systemisch-flexibles Finanzierungsmanagement entlang der fachlichen Wirksamkeitsindikatoren erweist sich als zentral. Es bedarf dabei nicht noch mehr (!) flexibler Angebote einzelner Träger, sondern eher (wenige) sozialraumbezogene Leistungsanbieter*innen (im kooperierenden Verbund), die das ganzheitliche Portfolio der Bio-psycho-sozialen Arbeit möglichst umfassend anbieten, um eben die ganzheitliche, fachliche Durchlässigkeit zu befördern. Der sozialraumbezogene Träger(verbund) mit einer breiten und ‚entsäulten‘ Handlungsfeldkompetenz verfügt in so einer Konstellation über einen planungssichernden, vom refinanzierenden Einzelfall gelösten Rahmen, der durchlässiger wird bezogen auf die durchaus auch proaktiven Handlungsbereiche. Aus diesem Finanzierungsrahmen werden zugleich die einzelfallbezogenen Rechtsansprüche finanziert, aber eben keine versäulten Angebote mehr, sondern pragmatisch-alltagsbezogene Hilfen zur Veränderung des Lebensalltages. Es werden eher Regeleinrichtungen, Alltagsbezüge und profi(t)freie Lebenswelten gestärkt. Weg von der institutionalisierten Versorgungsqualität hin zu mehr subjektiver Lebensqualität zeigt sich durch aktive und dialogisch aufgestellte Partizipation, Orientierung am Willen der Menschen, unter Einbeziehung der sozialen Netzwerke und Beziehungen sowie damit einhergehend des nachbarschaftlichen Umfelds eines Alltags im Gemeinwesen. Damit einher geht das Zulassen von Verantwortungsübernahme und auch das Aushalten von Ambivalenzen bis hin zum Ausprobieren und gegebenenfalls Scheitern. Der Bezug zum Sozialraum und den Menschen in der Kommune bzw. Gemeinde wird durch den selbstständigeren und selbstbestimmteren Alltagsbezug der Bewohner*innen und damit auch der Profis ganz pragmatisch selbstverständlicher, intensiver und wirksamer.

Durch ein konstruktivistisch-lösungsfo-kussiertes Verständnis (Shazer/ Dolan 2008) wird die Selbstorganisation der Menschen im Alltag befördert statt ihre professionelle Entmündigung gemangt. Das Zulassen von Eigeninitiative und Selbsthilfe wird durch entsprechende praxisbasierte Ansätze sowohl im professionellen Setting als auch der Gestaltung der Interaktion durch passgenaue Verfahrensweisen befördert. Dieses fachliche Verständnis zeigt sich in methodischen Verfahrensweisen bspw. einer aktiv-partizipativen Fallberatung gemeinsam mit den jeweils beteiligten Familienangehörigen und den Fachkräften. Es reiht sich ein in weitere partizipative Umsetzungsformen wie den Familienrat bzw. weitere Netzwerkverfahren (Früchtel/ Roth 2017), die direkte Einbeziehung von sogenannten Erfahrungsexpert*innen in die Hilfeerbringungsprozesse (Jahnke 2014), in dialogische Ansätze aus der Sozialpsychiatrie (Bombosch et al. 2004) oder das ‚Signs of Safety‘- Verfahren im Kinderschutz (Roessler 2012). Zugleich liegt hier ein noch geradezu ungehobener Schatz an Erkenntnissen, die idealerweise durch partizipative Praxisforschungen (Wright/ von Unger/ Block 2010) zugänglich gemacht werden können. Bei all diesen Verfahrensweisen werden die sogenannten sozialen Netzwerke der zumeist bereits bestehenden Alltagsbeziehungen als Faktor einer Lebensqualität wahrgenommen und nutzbar gemacht statt sie durch vermeintliche Professionalität zu verdrängen.

Anmerkungen

¹ Im Folgenden auch Fachkonzept SRO abgekürzt.

² Vgl. beispielsweise Fürst, R./Hinte, W. (2014) oder auch Früchtel, F./Cyprian, G./Budde, W. (2007)

³ Siehe auch <http://www.sozialraum.de/methodenkoffer/>

Literatur

Bestmann, Stefan: Finden ohne zu suchen. Einzelfallunspezifische Arbeit in der sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden 2013

Bieri, Peter: Wie wollen wir leben? Salzburg: Residenz. 2011 Böhnisch, L. (1997). Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.

Bombosch, Jürgen / Hansen, Hartwig/ Blume, Jürgen (Hg.): »Dialog praktisch. Psychiatrie- Erfahrene, Angehörige und Professionelle gemeinsam auf dem Weg zur demokratischen Psychiatrie«, Neumünster: Paranus Verlag 2004, S.126-134.

Buber, Martin: Das dialogische Prinzip. 10. Auflage, Gütersloh 2006.

Dörner, Klaus (2010): Leben und sterben, wo ich hingehöre. Neumünster: Paranus.

Foerster, Heinz von; Pörksen, Bernhard.: Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Heidelberg 2006

Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien 2014.

Früchtel, Frank/ Budde, Wolfgang/ Cyprian, Gudrun: Sozialer Raum und Soziale Arbeit – Fieldbook: Methoden und Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag 2007

Früchtel, Frank; Roth, Erzsébet: Familienrat und inklusive, versammelnde Methoden des Helfens. Heidelberg 2017

Hinte, Wolfgang: Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. In: Haller, D./ Hinte, W./ Kummer, B. (Hg): Jenseits von Tradition und Postmoderne – Sozialraumorientierung in der Schweiz, Österreich und Deutschland. Weinheim; VS Verlag. 2007, S.98-115

Hinte, Wolfgang; Treeß, Helga: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim 2007.

Jahnke, Bettina: EX-IN Kulturlandschaften. Zwölf Gespräche zur Frage: Wie gelingt Inklusion? Neumünster 2014

Keil, Geert (2009). Willensfreiheit und Determinismus. Grundwissen Philosophie. Stuttgart: Reclam.

Roessler, Marianne: Der Signs of Safety-Ansatz. Ein stärken- und ressourcenbasierter Ansatz für Kinderschutz und Gefährdungsabklärung. In: Sozialarbeit in Österreich. 3/2012 S.37- 41

Sen, Amartya Kumar (2000). Ökonomie für den Menschen. Wege zur

Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Hanser.

Shazer, Steve. de; Dolan, Yvonne: „Mehr als ein Wunder – Lösungsfokussierte Kurztherapie heute“. Heidelberg 2008

Strunk, G./Schiepek, G. (2014). Therapeutisches Chaos. Eine Einführung in die Welt der Chaostheorie und der Komplexitätswissenschaften. Göttingen: Hogrefe.

Thiersch, Hans: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim 1986

Wehling. Peter: Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens. Konstanz 2006

Wright, Michael T.; Unger, Hella von; Block, Martina: Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In: Wright, Michael T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern 2010, S. 35- 52

Autor



Stefan Bestmann, Jg. 1965, Prof. Dr. phil., ist Studiengangleiter Soziale Arbeit Fernstudium an der IUBH Internationale Hochschule.

Die Themenschwerpunkte sind Theorien und Methoden Sozialer Arbeit mit vertieftem Fokus zur Umsetzung und Weiterentwicklung des Fachkonzeptes Sozialraumorientierung, Partizipation, Inklusion, Lösungsfokussierung, Organisationsentwicklung und Personalentwicklungsmaßnahmen in Organisationen Sozialer Arbeit, Gestaltung von Qualitätsmanagementprozessen, qualitativ-partizipative Forschungsmethoden.

Aktuelle Praxisforschungsprozesse zur gelingender Kooperation von Psychiatrie und Jobcenter sowie der Implementation von Signs of Safety im kommunalen Kinderschutzkontext.

Christian Schwarzloos

Zur Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen in der Sozialpädagogischen Familienhilfe

Ein Forschungseinblick

1. Einleitung

Der Bezug auf soziale Netzwerke scheint der Hilfeform der Sozialpädagogischen Familienhilfe (SPFH) genuin zu sein. In einer phänomenologischen Perspektive werden soziale Beziehungen als konstitutiver Bestandteil familialer „Alltäglichkeit“ (Grunwald/Thiersch 2016, S. 33) bestimmt. Weiterhin fordern konzeptionelle oder juristische Grundlagen durchgehend und explizit zur Berücksichtigung des sozialen Umfeldes auf (BMFSFJ 1999; Struck 2013; Schmid-Oberkirchner 2015; Wolf 2015). Damit ist die Vorstellung verbunden, Ressourcen - und seltener auch Belastungen - für die kindliche Entwicklung und familiäre Bewältigungsprozesse differenziert einzuschätzen und in die Hilfeleistung zu integrieren (Wolf 2016). Gegenüber dieser grundsätzlichen Forderung ist es bemerkenswert, dass vorliegende netzwerkorientierte Zugänge (Straus/Höfer 1998; Friedrich 2010; Kupfer/Nestmann 2016) kaum eine dezidierte Aufmerksamkeit erfahren. Dies liegt vermutlich u.a. daran, dass insgesamt vielfältige methodische

Ansätze zur Verfügung stehen und unklar bleibt, wie diese in der Praxis rezipiert werden (Wolf 2009). Anhand dieser zwangsläufig skizzenhaften Darstellung lässt sich der Bezug auf soziale Netzwerke in der SPFH als randständig charakterisieren. Im nachfolgenden Beitrag soll diese konzeptionelle Diskussion nicht explizit fortgeführt werden. Vielmehr wird sich der Thematik der sozialen Netzwerke empirisch, von der professionellen Handlungspraxis her, angenähert. Es werden erste Einsichten in ein Dissertationsprojekt gegeben, welches an der Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen im Arbeitsfeld der SPFH interessiert ist.

2. Forschungsanlage

Empirisch ist die Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen in der professionellen Fallbearbeitung der SPFH kaum untersucht (Messmer et al. 2019, S. 45). Diese Forschungslücke soll im Rahmen des vorliegenden Projektes bearbeitet werden. Hierfür sind acht narrativ angelegte Expert*inneninterviews (Meuser/Nagel 2005) mit Fachkräften der Sozialpädago-

gischen Familienhilfe geführt worden, welche jeweils zur Darstellung eines konkreten Fallverlaufes einer SPFH auffordern (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014). Die qualitativ-rekonstruktive Untersuchung macht somit die spezifische Perspektive von Fachkräften der SPFH zum Gegenstand der Analyse: Mittels der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2014) können routinisierte Prozesse und implizite Handlungspraxen in der SPFH bezüglich sozialer Netzwerkbeziehungen sichtbar gemacht werden. Die Forschung ist daran interessiert, herauszuarbeiten, welche konkreten Erfahrungen die Fachkräfte der SPFH mit sozialen Netzwerkbeziehungen ihrer Adressat*innen machen und welche handlungsleitenden Orientierungen sich diesbezüglich identifizieren lassen.

Für das forschungspraktische Vorgehen sind die von Nohl (2017, S. 35ff.) vorgeschlagenen Interpretationsschritte instruktiv. Das Ziel ist es, einen „Orientierungsrahmen“ (Bohnsack 2014, S. 137) zu abstrahieren, welcher die Grundausrichtung der Handlungspraxis

widerspiegelt.¹ Bevor dieser nachfolgend dargestellt wird, ist eine weitere methodologische Präzisierung nötig: Mit Nohl kann herausgearbeitet werden, dass die netzwerkbezogene Handlungspraxis der Familienhelfer*innen sich in „Handlungsorientierungen unterhalb der Ebene des [...] Orientierungsrahmens“ (2017, S. 104) bewegt. Das heißt - um bereits ein zentrales Ergebnis vorwegzunehmen -, die Netzwerkorientierung in der SPFH scheint einer grundlegenden, auf die Kernfamilie bezogenen, Handlungspraxis nachgeordnet zu sein. Der Beitrag hat den ausdrücklichen Charakter eines Forschungseinblickes anhand eines Falles. Die weitere „komparative Analyse“ (Nohl 2010, S. 101) zielt darauf eine fallübergreifende Typik zu abstrahieren.²

3. Empirische Annäherungen

3.1 Falldarstellung: Frau Fries berichtet über die SPFH für Familie Riebeck³

Frau Fries (50 Jahre) arbeitet seit circa 20 Jahren in einer ostdeutschen Mittelstadt (ca. 30.000 Einwohner) als sozialpädagogische Familienhelferin. Sie stellt einen bereits abgeschlossenen Fall einer SPFH dar, welchen sie zeitweise mit einer Kollegin im Co-Team durchführt. Frau Fries berichtet circa 43 Minuten über den Fallverlauf, der sich über vier Jahre erstreckt. Daran schließt sich ein circa ebenso langer immanenter Nachfragezeit, bevor abschließend einige exmanente Fragen gestellt, sowie die Bildungs- und Berufsbiografie von Frau Fries thematisiert werden. Die Falldarstellung bezieht sich auf Familie Riebeck. Die Eltern haben infolge der Frühgeburt ihrer Tochter Maja bereits in der Vergangenheit eine SPFH in Anspruch genommen. Als Maja sechs Jahre alt ist, wenden sich die Eltern erneut an den ASD. Frau Fries stellt eine Überforderung der Eltern mit Majas Verhalten als bedarfsbegründend dar, sie „bockt, und schreit, und kneift, und beißt, //mhm//

und; ähm wir wissen denn immer gar nicht was wer machn solln“. Hinsichtlich der Beauftragung durch den ASD gibt die Interviewte wieder, dass die Familie bzw. die Eltern in ihrer jeweiligen Rolle gestärkt werden sollen.

3.2 Soziale Netzwerkbeziehungen im Horizont der kernfamilialen Formatierung

Die Darstellung des Interviews in diesem Beitrag erfolgt nicht chronologisch, sondern vom vorläufigen Ergebnis der Interpretation her, um einen fokussierten und dennoch möglichst umfassenden Einblick geben zu können. Anhand der Darstellung der interviewten Familienhelferin konnte ein zentraler, übergeordneter Orientierungsrahmen abstrahiert werden, welcher als *kernfamiliale Formatierung* gefasst wird (vgl. 3.2.1). Er verweist darauf, dass die Handlungspraxis über den gesamten Fallverlauf hinweg auf die „Familie als soziales Netzwerk“ (Nestmann 1999, S. 215, H.i.O.) gerichtet ist. Wie die Zwischenüberschrift bereits nahelegt, ist es anhand des empirischen Materials unzulässig, die Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen in der SPFH eigenständig und losgelöst vom sonstigen Fallgeschehen darzustellen. Das bedeutet nicht, dass weitere, außerfamiliale soziale Netzwerkbeziehungen keine Relevanz in der dargestellten SPFH besitzen. Sie vollziehen sich aber im *Horizont* einer grundlegend auf die Kernfamilie gerichteten Handlungspraxis und sind somit eher als nachgeordnete Teilaspekte zu betrachten. Es lassen sich fünf netzwerkbezogene Handlungsorientierungen identifizieren, von denen hier drei überblicksartig dargestellt werden (vgl. 3.2.2-3.2.4).⁴

3.2.1 Der Orientierungsrahmen: Die kernfamiliale Formatierung und ihre Handlungspraxis

Der zentrale Orientierungsrahmen kann aufgrund der Beitragslänge hier ledig-

lich cursorisch dargestellt werden. Die beiden Familienhelferinnen etablieren zu Hilfebeginn eine eigene, unmittelbare Arbeitsbeziehung zu den Eltern. Das Co-Team der SPFH strebt nach einer personalen Äquivalenz auf der Paarebene, indem jeweils eine Fachkraft sich für eine elterliche Perspektive zuständig zeichnet: Frau Fries habe sich „an Vaters Seite, gestellt“ und ihre Kollegin an die der Mutter. Weiterhin wird der Versuch der Familienhelferinnen dargestellt, den abgegrenzten Ausschnitt der kernfamilialen Beziehungsdynamik in seiner Kausalität und Funktionalität zu verstehen: Die Eltern zeigen sich belastet von Majas Verhalten und scheinen dies mittels „son bisschen Aggression“ auf der Paarebene zu kompensieren. Die kernfamiliale Formatierung der Fallkonstellation zeichnet sich durch den Versuch aus, ein Erklärungsmuster für die kernfamiliale Beziehungsdynamik zu entwickeln, welches zu Hilfebeginn jedoch inhaltlich nur vage bestimmt werden kann und für die (zukünftige) Handlungspraxis ein potentielles, latentes Orientierungsdilemma darstellt. Beispielsweise bleibt ebenso unklar, von wem die Aggression ausgeht, wie auch deren konkretes Ausmaß. Die Familienhelferinnen versuchen, dies, vermittelt über eine unmittelbare, persönliche Arbeitsbeziehung zu den Eltern, zu bearbeiten, unter Fokussierung des sich kritisch zeigenden, alltäglichen Beziehungsgeschehens in der Kernfamilie (Thiersch 2016, S. 19ff.). Klaus Wolf hat diese Interventionsform als „Modus 1“ (2015, S. 63) bezeichnet; Frau Fries und ihre Kollegin werden durch ihre Tätigkeit selbst „unmittelbar zur Ressource“ (ebd., S. 62) für die Familie. Darüber hinaus beschreibt Frau Fries ebenso direkte Kontakte zur Tochter Maja, diese jedoch nachrangig und weniger detailliert. Im weiteren Interviewverlauf werden - potentiell - kritische Aspekte der kindlichen Entwicklung behandelt und ihre Interde-

pendenzen mit der Elternebene dargestellt (z.B. Schuleingangsuntersuchung, medizinische Aspekte wie Gehörgangswucherungen).

Die kernfamiliale Formatierung als zentraler Orientierungsrahmen zeigt sich durchgängig, z.B. in der „Zusammenarbeitsphase“ (Woog 2010, S. 185) der SPFH. Die Handlungspraxis ist orientiert auf eine längsschnittliche, verbindliche, wöchentliche Begleitung von Familie Riebeck. Die Darstellung weist - im Vergleich zum dargestellten Hilfebeginn - eine größere Varianz hinsichtlich alltagsbezogener Themen (z.B. Einschulung, Umzug, etc.) und räumlicher Settings auf (z.B. gemeinsame Nachmittagsgestaltung, etc.). Die Handlungspraxis bleibt jedoch konsistent vermittelt über die eigene, unmittelbare Arbeitsbeziehung zwischen den Personen der Kernfamilie und Frau Fries, die nach dem ersten halben Jahr die SPFH allein weiterführt und erst gegen Hilfeende wieder ein Co-Team etabliert.

3.2.2 Handlungsorientierung: Diffuse Formatierung weiterer informeller, sozialer Beziehungen

Nachdem der zentrale Orientierungsrahmen der kernfamilialen Formatierung entfaltet ist, kann nun die erste netzwerkbezogene Handlungsorientierung unterhalb dessen beschrieben werden. Frau Fries stellt eine Begebenheit dar, die sie in ihrem Ausnahmecharakter hervorhebt - nach circa zwei Jahren SPFH ereignet sich ein gewaltsamer Vorfall ausgehend von Herrn Riebeck gegenüber Maja. Der von der Expertin grundsätzlich positiv eingeschätzte Hilfeverlauf, Maja entwickle sich gut und die Eltern arbeiten unterstützt von ihr an ihrer Kommunikation, wird dadurch potentiell gefährdet:

322 „[...] ähm gab es eine Situation wo Maja ihrn
323 Vate:r, ähm (ä-) gut aufgefordert hat, ähm sie warn bei einer
324 befreundetn F- Fa- anderen Familie in der Wohnung, (.) und
325 irgendwie; ich weiß nich o- o- ob es um; (.) ging um irgendn
326 Ritual; es sollte gemeinsam Abendbrot gegessen wern; oder
327 irgendetwas, //mhm// ähm: die Mutter die hat äh die Wohnung
328 verlassn, weil sie (.) noch woanders hingehn wollte? //mhm// und
329 war aufm Flur, und hört ä:h auf dem Flu:r; das Schrein von
330 Maja //mhm// in der Wohnung. ähm: (.) **und** plötzlich
331 das Schrein auch von dem Vater; also was auch sehr selten is
332 //mhm// und dann gabs noch mehr schrein und schrein, und dann
333 is sie wieder zurück gegang; und dann (.) äh wieder in die Wohnung
334 rein, und ähm (2) dann äh (.) hat sie äh (.) festgestellt dass
335 (.) oder beziehungsweise es wurde ihr gesagt, erzählt und äh von
336 dem Vater auch, (.) dass äh °der Vater die Maja
337 geschlagn hat.° //mhm// und das wa:r, wohl das erste Mal; also
338 so kam //mhm// das bei mir an. (.) äh das war eine Situation die
339 war vielleicht für alle? se:hr, äh außergewöhnlich? also weil
340 alle auch so anders reagiert haben; [...]"

Die interviewte Fachkraft gibt eine zusammenhängende Beschreibung einer Situation, die unterbrochen wird von verschiedenen Einschätzungsformeln („eine Situation“, Z. 322; „sehr selten“, Z. 331; „wohl“, Z. 337), sowie von Argumentationen zur Begründung fremden Handelns (Z. 328; 337ff.).

Die Interviewte bewegt sich im Rahmen des zentralen Orientierungsrahmens der kernfamilialen Formatierung indem sie sich offen zeigt für intensive Aspekte des engen Beziehungsgeschehen der Kernfamilie (vgl. 3.2.1). In der Anschlussäußerung zeigt sich, dass es sich um eine Situation handelt, die aufgrund ihres räumlichen und sozialen Settings (Z. 324) außerhalb der Gesprächssituation und unmittelbaren Arbeitsbeziehung der SPFH zu verorten ist. Der Beziehungsstatus der bekannten Familie wird von Frau Fries ebenso diffus dargestellt wie der Inhalt und Ablauf des Besuches (Z. 324ff.). Die weitere Darstellung der Familienhelferin bezieht sich thematisch auf die Wiedergabe der Situation aus der Perspektive Frau Riebecks. Stellte die Interviewte

oben zu Hilfebeginn noch ungewiss dar, dass es „son bisschen Aggression“ (Z. 123) gegeben habe (vgl. 3.2.1), die sich aber scheinbar auf Paarebene reguliere, so äußert sie nun sprachlich leise, dass „°der Vater die Maja geschlagn hat.°“ (Z. 336f.). Aufgrund dieses Vorfalles verliert das potentielle Orientierungsdilemma der kernfamilialen Formatierung seine Latenz und Frau Fries' Darstellung ist darauf orientiert, ihr Erklärungsmuster für die kernfamiliale Beziehungsdynamik zu bearbeiten. Einerseits verwendet sie Einschätzungsformeln, die darauf verweisen, dass es sich um eine qualitativ neue Situation handle - der Vater sei bislang nur gelegentlich laut geworden (Z. 331) - und andererseits werde anhand des Vorfalles ersichtlich, dass Gewalt gegenüber Maja erstmalig angewendet worden sei (Z. 337ff.).

Die Erfahrung, dass der gewaltsame Vorfall sich im erweiterten sozialen Beziehungsnetzwerk von Familie Riebeck zuträgt, wird nicht weiter dargestellt. Sie führt nicht zu einer Veränderung des Orientierungsrahmens, sondern vielmehr dazu, dass Frau Fries ihre kernfamiliale

Formatierung konsolidiert. Dies zeigt sich z.B. daran, dass nach einer Besprechung im ASD die weitere Handlungspraxis der SPFH darauf zielt, die kernfamiliale Beziehungsdynamik fortan (noch) intensiver zu bearbeiten. In der Darstellung dokumentiert sich eine untergeordnete, eher analytisch-reflexive Handlungsorientierung, die *diffuse Formatierung weiterer informeller, sozialer Beziehungen*. In thematischer Hinsicht erfolgt zwar ein Bezug auf soziale Netzwerkbeziehungen als konstitutiver Bestandteil des Alltags (Thiersch/Grunwald/Köngeter 2012, S. 184ff.), in der Darstellung werden diese jedoch inhaltlich abstrakt behandelt und haben lediglich eine kontextualisierende Funktion für das Fallgeschehen.⁵ An einer differenzierten Einschätzung dieser Netzwerkbeziehungen, etwa in qualitativer oder funktionaler Hinsicht (Nestmann 1999, S. 217ff.), zeigt sich die Familienhelferin kaum interessiert. Frau Fries scheint bezogen auf die bekannte Familie ihre kernfamiliale Formatierung, die sich auf die familiäre Binnendynamik Familie Riebecks und die Etablierung einer eigenen, unmittelbaren Arbeitsbeziehung richtet, nicht umsetzen zu können. Sie verfügt über „keine personelle Basis“ (Bauer 2013, S. 324) zu der bekannten Familie oder ist erkennbar darauf orientiert, aktiv eine solche herzustellen oder diese indirekt in den Gesprächen mit der Kernfamilie zu thematisieren.

3.2.3 Handlungsorientierung: Proaktive Netzwerkintervention mit der Definition eines professionellen Möglichkeitskorridors und die Erfahrung der Netzwerkdynamik

Im Gegensatz zu den vorherigen Handlungsorientierungen lässt sich ebenfalls eine *proaktive Netzwerkintervention im Rahmen der Gruppenarbeit* in den Darstellungen der interviewten Expertin identifizieren. Frau Fries kommt erst im immanenten Nachfrageteil auf die Grup-

penarbeit in Form eines Elternfrühstücks zu sprechen. Entlang praktischer Tätigkeiten (z.B. Vorbereitung des Frühstücks und Einkaufen) soll in diesem Rahmen mit den anwesenden Familien ein gemeinsamer Alltag gestaltet und „*Begegnung*“ realisiert werden. Das Angebot wird von der interviewten Fachkraft als ergänzend zur sonstigen SPFH Tätigkeit angesehen, es soll zusätzlich ein Raum für Themen geschaffen werden, die „*mehr oberflächlich sind*“. Das Elternfrühstück basiert zudem auf Freiwilligkeit und die Familienhelferinnen „*wissen ja immer nicht wie viel kommt*“. Damit markiert sie einen Unterschied zur kernfamilialen Formatierung, die tendenziell auf eine kontinuierliche Arbeitsbeziehung und intensivere Aspekte der familialen Binnendynamik orientiert ist. Im Vorfeld eruieren die Familienhelferinnen relevante Themen der Familien und nehmen somit eine professionelle Vorstrukturierung der Situation vor. Der Austausch der Familien untereinander zielt darauf, einen Mehrwert für die jeweiligen Kernfamilien zu generieren, da bestimmte Themen zielgerichtet beraten werden sollen. In der weiteren Darstellung zeigt sich hierzu allerdings eine paradoxe Erfahrung von Frau Fries und ihren Kolleg*innen im Rahmen des Elternfrühstücks: „*und dann nimmt man sich das vor? und dann merkt man aber; hey, die sind ga- grade an gan:z andern? Themn dran, //mhm// da war dann zum Beispiel, ja? die Erzieherin im Kindergarten, die hat gesucht, ähm äh ich ziehe mein Kind immer falsch an*“.

In der Beschreibung deutet sich ein Orientierungsdilemma an, da die Elterngruppe den vorab definierten Möglichkeitskorridor⁶ eigenmächtig überschreitet. In den Anschlussäußerungen von Frau Fries wird deutlich, dass das Einbringen von Themen akzeptiert wird, sie bewertet dies abschließend als „*Selbstläufer, //mhm// () da merkn wir Kollegin: auch immer, Mensch da sind wir auch=n Teil davon*“.

Darin dokumentiert sich, dass die *Erfahrung der Netzwerkdynamik* im Rahmen des Elternfrühstücks jedoch zu einer strukturellen Konkurrenzsituation zwischen der Elterngruppe und dem Team der SPFH führt, wobei gleichzeitig diese Handlungspraxis aufrechterhalten wird. Dies ist paradox, wenn man berücksichtigt, dass Frau Fries dem Elternfrühstück einen explizit hohen Stellenwert beimisst und es trotz begrenzter Rahmenbedingungen durchführt (z.B. keine eigenständige Finanzierung im Rahmen der Fachleistungsstunde). Das Elternfrühstück stellt eine professionelle Schwerpunktsetzung der Familienhelferinnen bezüglich einer proaktiven netzwerkorientierten Interventionsstrategie auf der Ebene der künstlichen Gruppe mit einer spezifischen Zielstellung für die einzelnen Familien dar (Kupfer/Nestmann 2016, S. 97ff.). Jedoch wird dies auf eine Weise im Interview dargestellt, in der die Fachkräfte der SPFH letztendlich ihre Professionalität - vermeintlich - tendenziell verlieren.

3.2.4 Handlungsorientierung: Generalisierend-evaluative Formatierung primärer Netzwerkbeziehungen

Zusätzlich lassen sich zwei weitere Handlungsorientierungen identifizieren, die übergreifend als *generalisierend-evaluative Formatierung primärer Netzwerkbeziehungen* bezeichnet werden können. Exemplarisch wird auf die *diagnostisch-funktionale Formatierung familialer Beziehungen* eingegangen.⁷ Auch wenn der Gewaltvorfall in Familie Riebeck im Rahmen des gesetzlichen Schutzauftrages durch eine intensivierte Fokussierung der kernfamilialen Beziehungsdynamik bearbeitet wird, bleibt ein Orientierungsdilemma für Frau Fries potentiell bestehen. Sie bearbeitet dieses Restrisiko indem sie im Rahmen eines positiven Idealhorizontes Interesse an einer multiprofessionellen Kooperation äußert: „*hier*

wärs schön wenn man n=Therapeuten hätte der das ebnd och mit begleitet“. Infolge reflektiert sie biografische Erfahrungen der beiden Elternteile, von denen sie im Rahmen der Erstellung eines Genogramms Kenntnis erhält, hinsichtlich deren Bedeutung für die gegenwärtige kernfamiliale Beziehungsdynamik (Wolf 2015, S. 172ff.). Dabei werden ausschließlich Mängel an positiven sozialisatorischen Referenzenerfahrungen thematisiert, so z.B., dass der Vater „von seiner Familie im Stich gelassen“ worden sei und die Mutter ein „Missbrauchsoffer“ sei. Demgegenüber werden weitere familiäre Beziehungserfahrungen im Rahmen der selbstläufigen Darstellung der interviewten Expertin nicht thematisch, sondern erst im immanenten Nachfrageteil hervorgebracht, als nach dem konkreten Ablauf einer zuvor erwähnten Einschulungsfeier gefragt wird. Frau Riebeck hat demzufolge zwei Schwestern. Eine der beiden Schwestern habe eine große Bedeutung für die Tochter Maja und verbringe regelmäßig Zeit mit ihr - möglicherweise dokumentiert sich darin eine gewisse Routine bzw. Selbstverständlichkeit bezüglich informell erbrachter, sozialer Unterstützungsleistungen. In der selbstläufigen Darstellung zur SPFH für Familie Riebeck werden diese zumindest nicht expliziert und gegebenenfalls in der Handlungspraxis kaum berücksichtigt. Stattdessen werden, wie am Beispiel der biografischen Erfahrungen der Eltern deutlich wird, vor allem negative Beziehungserfahrungen generalisierend dargestellt.

4. Diskussion und Ausblick

Das Interview zeigt insgesamt eindrucksvoll auf, dass in der professionellen Fallbearbeitung der SPFH ein Einlassen auf kontingente Prozesse erforderlich ist, und die Familienhelferin zudem versucht auf „Ermutigung, Aktivierung und Kontrollgewinn (im Sinne eines stärkeren Ein-

flusses auf das eigene Leben)“ (Wolf 2008, S. 65) hinzuwirken (ebenso: Woog 2010). In Frau Fries' Darstellung findet sich über den gesamten Hilfeverlauf hinweg eine deutliche Orientierung auf den (vermeintlichen) Nukleus des kernfamilialen Beziehungsgeschehens, vermittelt über die eigene Arbeitsbeziehung. Dies scheint anhand der eingangs skizzierten Grundlagen der SPFH wenig verwunderlich.

Der hier gegebene Einblick zeigt deutlich, dass darüber hinaus soziale Netzwerkbeziehung eine Relevanz in der SPFH besitzen, da erfahrungsbasiert verschiedenste Netzwerkakteure thematisiert werden. Die Darstellung verweist jedoch - erstens - auf einen stark routinisierten Umgang mit sozialen Netzwerkbeziehungen, wie exemplarisch anhand der Handlungsorientierungen der *diffusen* oder *generalisierend-evaluativen* Formatierung gezeigt werden konnte. Zweitens, gibt beispielsweise die Handlungsorientierung der *proaktiven Netzwerkintervention* einen Einblick in professionelle Dilemmata, wenn versucht wird, mittels dezidiert Netzwerkarbeit „die altbekannte Leitformel von der ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ ernst [zu nehmen]“ (Galuske 2013, S. 338). Die hier nicht dargestellte Handlungsorientierung, die sich auf institutionelle Netzwerkakteure richtet, verweist - drittens - auf eine Priorisierung *formeller Unterstützungsnetzwerke*. Insgesamt können die Handlungsorientierungen als Hinweis darauf verstanden werden, dass (Unterstützungs-)Prozesse in informellen Beziehungsnetzwerken kaum eine differenzierende Aufmerksamkeit in der Praxis der SPFH erfahren (Kupfer/Nestmann/Weinhold 2013).

Dezidierte - und vorliegende - netzwerkorientierte Ansätze haben das Potential die weitere konzeptionelle und methodische Profilierung der SPFH voranzutreiben. In diesem Verständnis könnte die „Familie im sozialen Netzwerk“ (Nestmann 1999,

S. 215, H.i.O.) zunächst differenzierter reflektiert werden, als ein „Geflecht persönlicher Beziehungen“ (Lenz 2016, S. 176), die wiederum jeweils spezifische, z. B. qualitative und normative Merkmale, aufweisen. Für die professionelle Handlungspraxis könnte es insofern konstruktiv sein, wenn entsprechende netzwerkorientierte Interventionen in ihrer Struktur als „indirekt“ (Kupfer/Nestmann 2016, S. 96) verstanden werden und damit Möglichkeitskorridore jenseits der eigenen unmittelbaren Arbeitsbeziehung in den Blick geraten.

Die in diesem Beitrag vorgelegten Einsichten haben allerdings den vorläufigen Charakter eines Forschungseinblickes, im weiteren Interpretationsprozess wird die Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen in der SPFH durch den Einbezug weiterer Fälle spezifiziert.

Anmerkungen

¹ Zentral sind dabei die Fragestellungen: Wohin strebt die Darstellung? Wovon grenzt man sich ab? Wo liegen Durchführungsmöglichkeiten und -probleme? (Przyborski 2004, S. 55ff.). Ein nützliches, ergänzendes Arbeitsinstrument stellen die „Erwartungshorizonte“ (Lamprecht 2012, S. 42) dar: Positiver Horizont (erstrebenswert und enaktierbar) und positiver Gegenhorizont (Idealvorstellungen, die nicht erreicht werden können/müssen); sowie negativer Horizont (potentielle Annäherung wird abgelehnt) und negativer Gegenhorizont (Gegenideale, können/müssen nicht erreicht werden).

² Alle dargestellten Orientierungen konnten anhand homologer, fallinterner Vergleichshorizonte spezifiziert werden. Ansatzweise konnte bereits ein fallübergreifender Vergleich angestellt werden.

³ Die Transkription erfolgte anhand der Richtlinien „TiQ“ (Bohnsack 2014, S. 253ff.). Alle Namen wurden vollständig anonymisiert.

⁴ Die Handlungsorientierung der beharrlichen Fokussierung formeller Unterstützung kann in diesem Einblick nicht dargestellt werden. Die generalisierend-evaluative Formatierung primärer Netzwerkbeziehungen wird auszugsweise skizziert.

⁵ In homologer Weise lässt sich diese Handlungsorientierung anhand der Darstellung zu einem Freund des Vaters herausarbeiten. Infolge des Vorfalls wohnt dieser zeitweise bei ihm, um Abstand zu gewinnen.

⁶ Ich lehne mich hier an eine Formulierung von Petra Bauer an. Ihr zufolge, beruhen Netzwerkinerventionen im Gegensatz zur adressat*innenbezogenen Beratung „eher auf der Schaffung von Möglichkeitsräumen, von Gelegenheiten, die genutzt werden können oder auch nicht“ (2013, S. 324).

⁷ Die zweite Handlungsorientierung wird als Formatierung naher sozialer Beziehungen aus bisherigen beruflichen Erfahrungskontexten gefasst. In diesem Einblick kann darauf nicht näher eingegangen werden.

Literatur

Bauer, Petra (2013): Beratung und Netzwerke. In: Fischer, Jörg/Kosellek, Tobias (Hrsg.): Netzwerke und Soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. 310-327.

Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (1999): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. 3., überarbeitete Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Friedrich, Sibylle (2010): Arbeit mit Netzwerken. In: Möbius, Thomas/Friedrich, Sibylle (Hrsg.): Ressourcenorientiert Arbeiten. Anleitung zu einem gelingenden Praxistransfer im Sozialbereich. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 63-105.

Galuske, Michael (2013): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Bearbeitet von Karin Bock und Jessica Fernandez Martinez. 10. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (2016): Lebensweltorientierung. In: Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hrsg.): Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 24-64.

Kupfer, Annett/Nestmann, Frank (2016): Netzwerkintervention und soziale Unterstützungsförderung. In: Früchtel, Frank/Straßner, Mischa/Schwarzloos, Christian (Hrsg.): *Relationale Sozialarbeit. Versammelnde vernetzende und kooperative Hilfeformen*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. S. 95-110.

Kupfer, Annett/Nestmann, Frank/Weinhold, Kathy (2013): Beratung als soziales Isolat? Die übersehene Rolle persönlicher Beziehungen und Netzwerke. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (Hrsg.): *Das Handbuch der Beratung. Band 3: Neue Beratungswelten: Fortschritte und Kontroversen*. 1. Auflage. Tübingen: dgvt-Verlag. S. 1409-1427.

Lamprecht, Juliane (2012): *Rekonstruktiv-responsive Evaluation in der Praxis. Neue Perspektiven dokumentarischer Evaluationsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lenz, Karl (2016): Familien. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe*. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 166-202.

Messmer, Heinz/Fellmann Lukas/Wetzel, Marina/Käch, Oliver (2019): *Sozialpädagogische Familienhilfe im Spiegel der Forschung. Bestandsaufnahme und Ausblick*. In: *Neue Praxis* 49, H. 1, S. 37-53.

Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (2005): *ExpertInneninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion*. In: Bogner, Alexander/Littig, Beate/Menz, Wolfgang (Hrsg.): *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*.

2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 71-93.

Nestmann, Frank (1999): Familie als soziales Netzwerk und Familie im sozialen Netzwerk. In: Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl (Hrsg.): *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*. 2., korrigierte Auflage. Weinheim: Juventa Verlag. S. 213-234.

Nohl, Arnd-Michael (2010): *Komparative Analyse*. In: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. 3. Auflage. Stuttgart, Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 100-102.

Nohl, Arnd-Michael (2017): *Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. 5., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Przyborski, Aglaja (2004): *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Schmid-Oberkirchner, Heike (2015): § 31 Sozialpädagogische Familienhilfe. In: Wiesner, Reinhard (Hrsg.): *SGB VIII. Kinder- und Jugendhilfe; Kommentar*. 5., überarbeitete Auflage. München: Beck. S. 530-538.

Straus, Florian/Höfer, Renate (1998): *Die Netzwerkperspektive in der Praxis*. In: Röhrle, Bernd/Sommer, Gert/

Nestmann, Frank (Hrsg.): *Netzwerkintervention*. Tübingen: dgvt-Verlag. S. 77-95.

Struck, Norbert (2013): § 31 Sozialpädagogische Familienhilfe. In: Münder, Johannes/Meysen, Thomas/Trenczek, Thomas (Hrsg.): *Frankfurter Kommentar zum SGB VIII. Kinder- und Jugendhilfe*. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Baden-Baden: Nomos. S. 356-359.

Thiersch, Hans (2016): *Lebensweltorientierung in der sozialpädagogischen Familienhilfe. Eine exemplarische Fallgeschichte*. In: Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern*. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 13-23.

Thiersch, Hans/Grunwald, Klaus/Königter, Stefan (2012): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*. In: Thole, Werner (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 175-194.

Wolf, Klaus (2008): *Was kann sozialpädagogische Familienhilfe leisten?* In: *Jugendhilfe* 46, H. 2, S. 63-70.

Wolf, Klaus (2009): *Radikaler Situationsansatz oder planvolles Vorgehen? Zum methodischen Handeln in der SPFH*. In: *Forum Erziehungshilfen* 15, H. 2, S. 71-75.

Wolf, Klaus (2015): *Sozialpädagogische Interventionen in Familien*. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Wolf, Klaus (2016): Wirkungen ambulanter Erziehungshilfen. In: Baumeister, Peter/Bauer, Annette/Mersch, Reinhild/Pigulla, Christa-Maria/Röttgen, Johannes (Hrsg.): Arbeitsfeld ambulante Hilfen zur Erziehung. Standards, Qualität und Vielfalt. Freiburg im Breisgau: Lambertus. S. 151-159.

Woog, Astrid (2010): Soziale Arbeit in Familien. Theoretische und empirische Ansätze zur Entwicklung einer pädagogischen Handlungslehre. 4. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Autor



Christian Schwarzloos (M.A.), Jg. 1987, mehrjährige Tätigkeit in den Hilfen zur Erziehung, promoviert (TU Dresden und FH Potsdam) zum Thema „Die Relevanz sozialer Netzwerkbeziehungen am Beispiel der Sozialpädagogischen Familienhilfe“ (*Arbeitstitel*).

Dominik Bodmer und Läser Jodok

Das Unterstützungsnetzwerk von Kindern und Jugendlichen im Kinderschutz aus der Beziehungsperspektive

Die professionelle Unterstützung von Kindern und Jugendlichen, deren Wohl - aus welchen Gründen auch immer - gefährdet ist, stellt die institutionellen Akteure vor eine herausfordernde Aufgabe. Die Befunde des Forschungsprojekts MehrNetzWert zeigen auf, dass das Beziehungsgeschehen zwischen Kindern/Jugendlichen und Professionellen Entwicklungen anstoßen und nähren können. Auf der Grundlage dieser Befunde wird das Unterstützungsnetzwerk für Kinder und Jugendliche im Kinderschutz aus der Beziehungsperspektive beleuchtet.

Der Kinderschutz präsentiert sich in der heutigen Form sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland als ausdifferenziertes und interdisziplinäres Konstrukt, welches sich für den Schutz des Kindeswohls verantwortlich zeichnet. Der Schutzauftrag auf der präventiven wie auf der intervenierenden Ebene ist verteilt auf Akteure der Sozialen Arbeit bzw. der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik, der Bildungsinstitutionen, der Gesundheit/Medizin und auf Akteure im Bereich Recht/Justiz. Gemeinsam bilden sie für Kinder, Jugendliche und Familien ein Unterstützungsnetzwerk, um ihnen in Gefährdungssituationen helfend zur Seite zu stehen oder Gefährdungssituation gar nicht erst entstehen zu lassen. Damit die Unterstützungsleistungen von betroffenen Kindern, Jugendlichen und Familien angenommen und eine entsprechende Verbesserung des Kindeswohls herbeigeführt werden kann, müssen die Professionellen Beziehungen zu den Kindern, Jugendlichen und Familien aufbauen. In diesem Beitrag wird das Beziehungsgeschehen

zwischen Kindern, Jugendlichen und Professionellen im Unterstützungsnetzwerk in den Fokus gerückt.

Die Professionellen müssen ihre Kommunikation und ihr Handeln an den Bedürfnissen des Kindes bzw. des Jugendlichen unter Berücksichtigung der Eltern-Kind/Jugendlichen- Beziehung ausrichten, damit sich diese in einer Gefährdungssituation auf eine Beziehung zu den Professionellen einlassen (vgl. Biesel/Urban-Stahl 2018, 160ff.). Besonders deutlich wird die Bedeutung der Beziehung zwischen Kindern, Jugendlichen und Professionellen des Jugendamtes und der Hilfen zur Erziehung in der Evaluation des Bundesmodellprogramms «Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen» als zentraler Wirkfaktor hinsichtlich Verwirklichungschancen ausgewiesen (vgl. Albus et. al. 2010). Insbesondere hinsichtlich stationären Hilfen zur Erziehung liegt eine Vielzahl an Forschungsergebnissen vor, die auf die

zentrale Bedeutung der Professionellen-Kind/Jugendlichen-Beziehung und der damit verbundenen Vertrauensbildung für die Hilfeerbringung hinweisen (u.a. vgl. Arnold 2009; Crain 2012; Gabriel et. al. 2007; Hamberger 2008; Wolf 2007; Zeller 2012). Das Beziehungsgeschehen zwischen Kindern, Jugendlichen und Professionellen im Kontext des Kinderschutzes ist eng an institutionelle und organisationale Bedingungen gebunden. «Um mit Familien in Kontakt zu kommen sowie Eltern und Kinder bzw. Jugendliche zur Mitwirkung und Eigenaktivität zu motivieren, sind Fachkräfte daher auf eine für den Aufbau von vertrauensvollen Arbeitsbeziehungen förderliche Gestaltung ihrer Organisationen angewiesen.» (Biesel/Urban-Stahl 2018: 170f.) Im Rahmen des nachfolgend dargestellten Forschungsprojekts MehrNetzWert wurde das Beziehungsgeschehen zwischen Kindern, Jugendlichen und professionellen Akteuren breiter untersucht. In diesem Beitrag wird primär auf die Organisation und die Struktur des Beziehungsgeschehens im interdisziplinär aufgestellten Unterstützungsnetzwerk für Kinder und Jugendliche im Kontext des Kinderschutzes eingegangen.

Das Projekt MehrNetzWert

Das Forschungsprojekt MehrNetzWert wurde im Zeitraum von 2014 bis 2019 von der Berner Fachhochschule, Soziale Arbeit sowie der Universität Duisburg-Essen durchgeführt und befasste sich mit der Unterstützung, welche 10 bis 16-jährige Kinder, Jugendliche und deren Familien in Gefährdungssituationen erhalten. Dabei wurden folgende Zielsetzungen verfolgt:

- Erarbeiten empirisch gestützten Wissens über die Bedingungen und Faktoren, die zum Gelingen bzw. Misslingen der interdisziplinär geleisteten Unterstützung beitragen;

- Hoher Nutzen für die Praxis bei gleichzeitiger Orientierung an wissenschaftlichen Standards.

Zum einen wurden mittels standardisierter Daten aus 195 Fällen die Merkmale der Akteure im Kinderschutz und die Merkmale des Verlaufs der Unterstützung erfasst. Zum anderen wurden 29 Fallstudien zu Kindern und Jugendlichen im Alter zwischen 10 und 16 Jahren und 15 Fallstudien zu involvierten Erziehungsberechtigten erarbeitet. Die Perspektive der Institutionen wurde in zirka 60 Interviews mit Fach- und Führungskräften erhoben. MehrNetzWert fokussierte auf die Zusammenhänge zwischen den individuellen Fallverläufen und den Versorgungsstrukturen. Hierzu wurden vier Regionen in der Schweiz und Deutschland miteinander verglichen.

Deskriptive Analyse von Fallverläufen im Hinblick auf das Beziehungsgeschehen

Die standardisierte Erhebung beinhaltet die Erfassung und Auswertung der soziodemografischen Daten der Kinder und Jugendlichen sowie der Eckdaten der entsprechenden Fallverläufe in den untersuchten Versorgungsräumen in Deutschland und in der Schweiz. Im vorliegenden Artikel beschränken sich die Autoren auf die erfassten Fälle in der Schweiz, da der im Forschungsprojekt angelegte Vergleich zwischen der Schweiz und Deutschland im Hinblick auf den inhaltlichen Fokus des Artikels nicht zielführend ist und die Datenqualität der temporalen Indikatoren in der Schweiz höher ausfällt. Die Stichprobengröße der Schweiz beträgt insgesamt 81 Fälle.

Zur Analyse der Fallverläufe wurden als Untersuchungseinheiten sogenannte Sequenzen in den Blick genommen. Diese beginnen jeweils mit einer Gefährdungsmeldung, die den Abklärungsprozess initiiert. Darauf folgt die Phase der Leistungserbringung mit den fallspezifischen Interventionen¹, welche jeweils in ihrer Dauer und Lage auf der Zeitachse erfasst werden. Aussagekräftig im Hinblick auf die Kontextbedingungen der Beziehungsgestaltung sind insbesondere die leistungsbezogenen Veränderungen. Darunter verstehen die Autoren Anpassungen des Hilfesettings innerhalb einer Sequenz, wobei ein Hilfesetting die Konstellation der sich zu einem bestimmten Zeitpunkt vollziehenden Interventionen bedeutet. Auch wenn zu einem Zeitpunkt nur eine Intervention läuft, wird dies als Hilfesetting verstanden. Letztlich kann mit der Erhebung der sich verändernden Hilfesettings und derer Ausgestaltung eine Aussage darüber gemacht werden, welchen Herausforderungen sich die Kinder/Jugendlichen und Professionellen gegenübergestellt sehen, wenn es darum geht, eine stabile und kontinuierliche Beziehung aufzubauen. Wenn eine Intervention beendet wird und eine neue beginnt, sind Veränderungen in den Beziehungen zwischen Kindern, Jugendlichen und Professionellen naheliegend. In den meisten Fällen ist eine neue Intervention auch mit einer neuen oder mehreren neuen Professionellen verbunden. Als ein Bruch im Beziehungsgefüge können aber auch folgende Situationen aufgefasst werden: Während einer längeren Intervention mit einer oder mehreren kontinuierlichen Beziehungen zu Professionellen wird eine Intervention neu installiert. Ein längerfristiges stabiles Setting aus drei Interventionen wird aufgebrochen, indem eine Intervention beendet wird und die damit verbundenen Professionellen wegfallen. Auch diese Fälle gehen jeweils mit einer Destabilisierung des bestehenden Beziehungsgefüges einher und wurden in der Auswertung folglich auch berücksichtigt. Jegliche Veränderung eines bestehenden Hilfesettings wird somit als neues Setting gewertet.

Bei der Analyse der Fallverläufe der 81 Fälle aus der Schweiz konnten insgesamt

127 Hilfesettings identifiziert werden. Das heißt, pro Fall treten im Durchschnitt 1,57 Settings auf. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch die Anzahl der Fallverläufe, bei denen eine Anpassung des Hilfesettings vorgenommen wurde. Dies konnte bei 29 Fällen festgestellt werden, was einem Anteil von 36 Prozent entspricht. Bei den genannten 29 Fällen wurde im Durchschnitt 2 Mal eine Anpassung des Hilfesettings vorgenommen. Letztgenannte Zahlen sind Indikatoren eines diskontinuierlichen Fallverlaufs und können unter Berücksichtigung der Bedeutung eines stabilen Beziehungsgefüges als Belastungsmerkmal für die Beziehungsgestaltung aufgefasst werden. Ebenfalls als Belastungsmerkmal kann die Anzahl der Interventionen verstanden werden, die während eines Hilfesettings parallel auftreten. Das Beziehungsgefüge wird mit zunehmender Anzahl komplexer. Die Auswertung zeigt, dass 51 Prozent der Hilfesettings aus mehr als einer Intervention bestehen. 41 Fälle sind während der untersuchten Sequenz mit einem oder mehreren Hilfesettings mit mehreren parallel verlaufenden Interventionen konfrontiert. Dies macht ebenfalls einen Anteil von 51 Prozent der untersuchten Fälle aus.

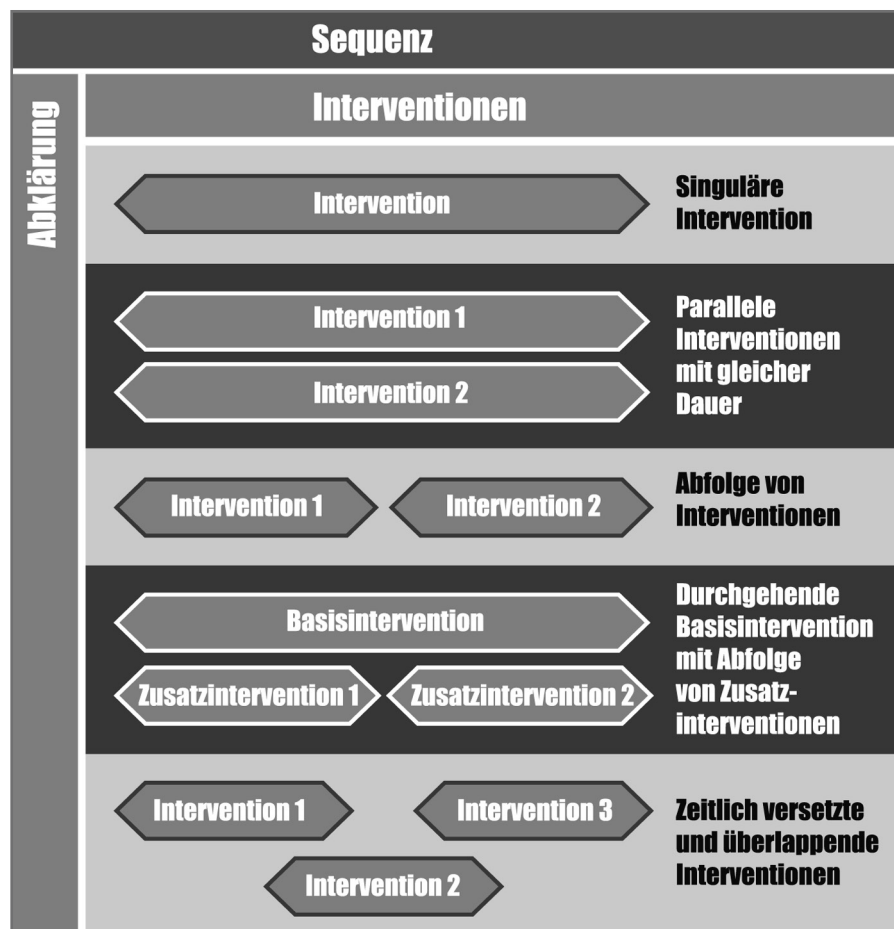
Grundmuster von Fallverläufen

Die Auswertung der standardisierten Daten macht deutlich, dass die untersuchten Fallverläufe sehr heterogen ausgestaltet sind, insbesondere was die zeitliche Abfolge der fallspezifischen Interventionen betrifft. Dennoch können gewisse Grundmuster herauspräpariert werden, indem die Einzelfälle datengestützt schematisiert werden und im Sinne einer Komplexitätsreduktion die Interventionen als grafische Elemente auf einer Zeitachse eingereiht werden. Im Zuge dessen konnten fünf typische Grundmuster von Fallverläufen mit Fokus auf die zeitliche Abfolge der Interven-

tionen identifiziert werden, die jeweils mit unterschiedlichen Implikationen für die Beziehungsgestaltung einhergehen. Wobei mit Ausnahme der „singulären Intervention“ alle anderen Grundmuster, d.h. Abfolgen von Interventionen, parallel verlaufende Interventionen oder Kombinationen derselben, auf ein dynamisches Fallgeschehen hinweisen. Diese Wechsel und Veränderungen deuten auf Herausforderungen für die Beziehungsgestaltung zwischen Kindern, Jugendlichen und Professionellen hin². Zudem sind die Professionellen gefordert, durch die Koordination von Interventionen und an diese gebundenen Beziehungen Stabilität zu erzeugen. Untenstehende Grafik zeigt die fünf Grundmuster auf, wobei die

Zeitachse von links nach rechts verläuft und der Leistungserbringung jeweils die Abklärungsphase vorgelagert ist. Zusammengefasst bildet sich daraus die Sequenz. Die Schematisierung lässt außer Acht, dass die Dauer der jeweiligen Sequenzen in den erhobenen Daten variiert und zwischen einer Woche und 111 Wochen liegen kann.

Das dynamische Bild von Interventionen in Kinderschutzverläufen fordert das daran geknüpfte Geschehen zwischen Kinder, Jugendlichen und Professionellen heraus. Wechsel und Veränderungen im Unterstützungsnetzwerk für Kinder, Jugendliche und Familien stellen ein Risiko für die Gestaltung kontinuierlicher Beziehungen dar. Um dieses Risiko



Grafik 1: Grundmuster von Fallverläufen

abfedern bzw. minimieren zu können, müssen die Organisation und Struktur des Beziehungsgeschehens in den Fokus gerückt werden. In der Folge wird deshalb auf Grund der Erkenntnisse aus den analysierten Fallstudien dieses Geschehens beschrieben und erläutert.

Die Organisation des Beziehungsgeschehens im Unterstützungsnetzwerk

Das Unterstützungsnetzwerk von Kindern und Jugendlichen, deren Wohl gefährdet ist, spielt sich in verschiedenen Beziehungskonstellationen ab. Eine Beziehungskonstellation besteht aus einer Beziehung zwischen einem Kind bzw. einem Jugendlichen und einem professionellen Akteur oder einem nichtprofessionellen Akteur. Häufig stehen Kinder und Jugendliche gleichzeitig und/oder nacheinander in verschiedenen Beziehungskonstellationen mit Professionellen unterschiedlicher Professionen (darauf deutet auch die vorangehende Grafik zu den Grundmustern von Fallverläufen hin) sowie mit nicht-professionellen Akteuren (Familie, Peers). Die verschiedenen Beziehungskonstellationen sind in unterschiedliche Rahmen eingebettet, die zusammen mit der Strukturierung sowie der Organisation des Kinderschutzes und der Hilfen zur Erziehung in einem Versorgungsraum die Rahmenbedingungen des Beziehungsgeschehens generieren. Diese Bündelung des Beziehungsgeschehens lässt sich unter dem Begriff des «Beziehungsarrangements» fassen. In diesem Beitrag stehen die Beziehungen zu den Professionellen im Fokus.

Der Begriff des «Arrangement» wird in der Sozialen Arbeit sehr unterschiedlich verwendet, was den Differenzierungs- und den Abstrahierungsgrad angeht. Hinte (2006) sieht das Arrangement als auf den Einzelfall abgestimmte und sozialräumlich angelegte professionell und nicht-professionell geleistete Hilfe für Kinder, Jugendliche und Familien.

Differenzierter, aber auf einem höheren Abstraktionsniveau, greift Winkler (2001) den Begriff des Arrangements, zugespitzt auf die Hilfen zur Erziehung, auf und bezeichnet diese als imaginäre und reale Orte, die den Jugendlichen Bildungsprozesse ermöglichen sollen. Der gewählte Ort legt einen Entwicklungsraum fest, der den Jugendlichen Aneignungsprozesse ermöglichen und den Ort zu einem relevanten Lebensereignis machen soll. Solche pädagogischen Orte müssen einerseits Offenheit für Veränderung und andererseits aber auch verbindliche Rahmen bieten (vgl. Winkler 2001: 273ff.). Abstrahiert auf den Kinderschutz als Handlungsfeld führen Thole et. al. (2012) den Begriff des „Sorgenden Arrangements“ ein und fokussieren dabei auf die soziale Ordnung des Kinderschutzes. Dabei wird auf unterschiedliche Muster sorgender Praxis verwiesen, die sich entlang der Dimensionen privates und öffentliches Sorgen vollziehen (vgl. Thole et. al. 2012: 11f.).

Im Rahmen der Ergebnisse aus dem Projekt MehrNetzWert wird der Begriff des Arrangements, bezogen auf die obigen Ausführungen, auf einem mittleren Abstraktionsniveau verwendet. Arrangements stellen demnach institutionelle (z.B. Schule, Psychotherapie, stationäre Jugendhilfeeinrichtung) oder lebensweltliche Einheiten (z.B. Familie, Peers) dar, in denen das Beziehungsgeschehen strukturiert und organisiert wird. Als Gesamtbild betrachtet ergibt sich daraus ein fallbezogenes interdisziplinäres Netz an institutionellen und lebensweltlichen Beziehungsarrangements, die sich durch spezifische Merkmale und Eigenschaften kennzeichnen und voneinander unterscheiden. Diese werden in der Folge anhand einer Fallgeschichte erläutert.

Eine Fallgeschichte

Jan ist ein 15-jähriger Jugendlicher, der mit seiner Mutter, seinem Stiefvater und

vier Stiefgeschwistern zusammen aufwächst. Im Alter von 10 Jahren ersucht er auf Grund von physischen und psychischen Auseinandersetzungen mit der Mutter das Jugendamt um Hilfe. Verschiedene Versuche, mittels ambulanter Hilfen (Beratung, sozialpädagogische Familienhilfe) die Konflikte zwischen Jan und seiner Familie aufzulösen, scheitern. Jan zeigt vermehrt delinquentes und gewalttätiges Verhalten, verweigert den Schulbesuch und es kommt immer häufiger zu Eskalationen in der Familie. Es folgt eine Odyssee durch verschiedene stationäre Einrichtungen der Jugendhilfe sowie der Schulausschluss. Danach hat er für eine Weile keinen festen Wohnsitz. Jan erhält erneut eine ambulante Hilfe, auf die er sich Schritt für Schritt einlassen kann und mit deren Unterstützung er eine Wohnung findet. Fortan wird Jan weiterhin von der gleichen Institution begleitet. Seine sozialpädagogische Bezugsperson konnte mit der Schule eine Sonderregelung aushandeln, damit Jan, anstatt zur Schule zu gehen, einer Arbeit in der Werkstatt eines Verwandten nachgehen kann, die ihm als Praktikum seitens der Schule angerechnet wird. Er kann sich seiner Bezugsperson immer besser anvertrauen. Gleichzeitig zeigt sich Jan zunehmend motiviert gesellschaftliche Normen und Regeln einzuhalten und sein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Merkmale und Organisation der Beziehungsarrangements

Beziehungsarrangements kennzeichnen sich durch ihre Funktion. In der Fallgeschichte Jan erscheinen das Jugendamt als abklärendes-beratendes-beaufsichtigendes Beziehungsarrangement, die sozialpädagogische Familienhilfe sowie die sozialpädagogische Begleitung in der eigenen Wohnung als aufsuchendes sozialpädagogisches Beziehungsarrangement, die stationären Jugendhilfeeinrichtun-

gen als stationäres sozialpädagogisches Beziehungsarrangement, die Schulen als bildungsspezifisches Beziehungsarrangement, die Familie als familiäres Beziehungsarrangement und die Peers als peergruppenspezifisches Beziehungsarrangement. Über die Funktion der verschiedenen Beziehungsarrangements rückt die Lebenswelt des Kindes bzw. des Jugendlichen als wichtiger/zentraler Bezugspunkt ins Zentrum. Lebenswelt wird hier als durch Menschen erfahrene Wirklichkeit verstanden, die sich in Lebensräumen und Lebensfeldern mit unterschiedlichen Funktionen und Inhalten gliedern, wie zum Beispiel der Familie, der Arbeit oder einer Jugendgruppe (vgl. Grunwald/Thiersch 2008: 20). Es geht in diesem Kontext um die Dimension von Alltäglichkeit als spezifische Form des Verstehens und Handelns, orientiert am Kleinen, Unscheinbaren; um jene Routinen, die gegebene Alltagswelten sichern (vgl. Thiersch 2009: 49). Die Beziehungsarrangements lassen sich entlang dieses Verständnisses von Lebenswelt und Alltäglichkeit in ihrer Nähe bzw. ihrer Ferne zur Lebenswelt des Kindes bzw. des Jugendlichen verorten und voneinander differenzieren. Das heißt, im Zentrum steht die Lebenswelt des Kindes bzw. des Jugendlichen, bestehend aus den lebensweltlich-familiären und lebensweltlich-peergruppenspezifischen sowie dem institutionellen-bildungsspezifischen Beziehungsarrangement. Zudem können fallspezifisch noch weitere institutionelle Beziehungsarrangements, wie zum Beispiel das aufsuchende-sozialpädagogische Beziehungsarrangement in der Lebenswelt des Kindes bzw. des Jugendlichen dazu kommen (wie im Fall Jan). Das heißt, die Beziehungen werden primär entlang des gemeinsamen Lebens und Erlebens von Alltag gelebt. «Wenn ich sag, komm mal vorbei», dann kommt die Fachkraft in der Wohnung von Jan vorbei und geht beispielsweise mit ihm

«Einkaufen fahren». Im Kontrast dazu zeigt sich im Fall Jan das abklärende-beratende-beaufsichtigende Beziehungsarrangement als eher fern zur Lebenswelt des Jugendlichen und seiner Familie. Das heißt, die Beziehungen sind nicht in ein lebensweltliches Alltagsgeschehen eingebettet. Das stationäre sozialpädagogische Beziehungsarrangement weist grundsätzlich eine mehr oder weniger ausgeprägte Ferne gegenüber der ursprünglichen Lebenswelt und dem Alltagsgeschehen auf, doch findet durch die Platzierung auch eine Erweiterung der Lebenswelt des Kindes/des Jugendlichen um die institutionell vorgegebene Lebenswelt statt, in welcher die Beziehungen zwischen Kindern, Jugendlichen und sozialpädagogischen Fachkräften aufgebaut und gestaltet werden.

Wie stark das Beziehungsgeschehen an den Alltag der Kinder, Jugendlichen und ihren Familien geknüpft ist, hat auch einen Einfluss auf die Intensität der Beziehungen in einem bestimmten Beziehungsarrangement. Intensität bildet sich über die Häufigkeit und die Dauer von Beziehungsereignissen zwischen Kindern, Jugendlichen und Fachkräften ab. Demzufolge weist im Fall von Jan das abklärende-beratende-beaufsichtigende Beziehungsarrangement des Jugendamtes eine weitaus geringere Beziehungsintensität auf als etwa das stationäre sozialpädagogische Beziehungsarrangement in den stationären Jugendhilfeeinrichtungen oder das aufsuchende sozialpädagogische Beziehungsarrangement des begleiteten Wohnens. Intensität ist aber kein Indikator für eine gelingende Beziehungsgestaltung. Auch darauf verweist Jans Fallgeschichte, weil es in den zahlreichen stationären Platzierungen trotz hoher Beziehungsintensität nicht gelang, Vertrauensbeziehungen zu Jan aufzubauen. Das erzeugte Misstrauen ist bei Jan noch heute spürbar. Jan: «Ich rede eh nicht viel und nicht gern.» und bezüglich

der Kontaktaufnahme für ein zweites Interview, «ja am besten über J., weil ich geh eh nicht ran».

Beziehungsarrangements können sowohl die Gestalt von Freiwilligkeit als auch von Zwang aufweisen. Bei Jan weisen insbesondere Vorgänge im Kontext der stationären sozialpädagogischen Beziehungsarrangements Merkmale von Zwang auf, wie etwa Abhauen, Rausgeschmissen-Werden oder die in kurzer Zeit stattfindenden zahlreichen Einrichtungswechsel. Demgegenüber steht das eher in freiwilliger Gestalt erscheinende aufsuchende sozialpädagogische Beziehungsarrangement, welches durch das begleitete Wohnen bereitgestellt wird. Jans Bezugsperson beschreibt dies wie folgt: «Kann er auch sagen, das will ich nicht und dann ist das auch gut.»

Die Veränderbarkeit des Netzwerks an Beziehungsarrangements

Das Unterstützungsnetzwerk für Kinder und Jugendliche im Kinderschutz ist prozesshaft und damit veränderbar. Dies zeigt die Fallgeschichte von Jan beispielhaft für die analysierten Fälle in MehrNetzWert auf. Das Netzwerk an verschiedenen Beziehungsarrangements verändert sich ständig (was auch mit der oben erwähnten starken Dynamik des Interventionsgeschehens zu tun hat). Es gelingt lange nicht, Beziehungsarrangements einzurichten, auf die sich Jan einlassen kann und die Kontinuität in den Beziehungen ermöglichen. «Der Jan hat mehrere Stationen durchlebt. Ja, was nicht funktioniert hat.» (Bezugsperson Jan) Darin zeigt sich das instabile und diskontinuierliche Potential von Veränderbarkeit. Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass die Veränderbarkeit von Beziehungsarrangements auch als Öffnung bzw. als Chance bezeichnet werden kann, um nach gescheiterten Versuchen doch noch Beziehungsarrangements einrichten zu können, die Ent-

wicklungsprozesse bei den Jugendlichen anstoßen, wie dies exemplarisch im Fallverlauf von Jan beobachtet werden kann. «Da kann man schon auch jetzt so ein bisschen verhandeln und so ein bisschen zocken mit ihm (...). Weil dieses völlige Zurückziehen, das macht er nicht mehr.» (Bezugsperson Jan) Damit lässt sich die Veränderbarkeit des Netzwerks an Beziehungsarrangements sowohl als negative, stagnations- und blockadefördernde als auch als positive, impulsgebende und entwicklungsförderliche Prozesseigenschaft bezeichnen.

Die Abstimmung der Beziehungsarrangements im Unterstützungsnetzwerk

Das Beziehungsgeschehen zwischen Jugendlichen und Professionellen innerhalb der Beziehungsarrangements ist, wie bereits weiter oben erwähnt, nicht als segmentiert, sondern als Netzwerk zu verstehen. Die Beziehungsarrangements als Teile dieses Netzwerks stehen mehr oder weniger stark im Austausch bzw. in Kooperation miteinander. Dies gilt sowohl für die institutionellen als auch für die lebensweltlichen Beziehungsarrangements. In der Fallgeschichte Jan ergibt sich lange ein eher loses Bild dieses Netzwerks. Es gelingt den Professionellen in den verschiedenen Beziehungsarrangements nicht, tragfähige und vertrauenswürdige Beziehungen aufzubauen und das Beziehungsgeschehen (auch hinsichtlich lebensweltlicher Beziehungsarrangements) so aufeinander abzustimmen, dass Jan Beziehungen eingehen kann, die ihm Entwicklungsschritte ermöglichen. Erst als das aufsuchende sozialpädagogische Beziehungsarrangement initiiert wird, kann das Beziehungsgeschehen positive Energie entfachen. Dabei stellt die Aushandlung einer Spezialregelung für den Schulbesuch zwischen der Bezugsperson von Jan und der Lehrperson ein Schlüsselereignis dar. Jan erlebt Professionelle, die an ihm interessiert sind und sich für

ihn einsetzen. Dadurch kann er allmählich Vertrauen zu ihnen aufbauen und Entwicklungsschritte Richtung Selbständigkeit vollziehen. Wie im Fall Jan, so verweisen die Ergebnisse des Forschungsprojekts MehrNetzWert insgesamt darauf, dass untereinander kooperierende Beziehungsarrangements die Bedingungen für eine entwicklungsfördernde Beziehungsgestaltung begünstigen. Das heißt, es gelingt, die fachspezifischen Ziele der institutionellen Beziehungsarrangements, wie im Fall Jan, die Sachverhaltsklärung und Hilfestellung, die Umsetzung des Bildungsauftrags sowie die Stabilisierung in Kombination mit der Hilfe zur Selbsthilfe unter Einbezug der Ziele der lebensweltlichen Beziehungsarrangements auf ein übergeordnetes fallspezifisches Ziel auszurichten und abzustimmen.

Fazit und Ausblick

Die Ergebnisse von MehrNetzWert zeichnen ein dynamisches Bild des Interventionsgeschehens in Kinderschutzverläufen. Die Interventionsdynamiken, das heißt, die hohe Anzahl an Fällen, die mehr als eine Intervention oder sogar parallel verlaufende Interventionen im Fallverlauf aufweisen, stellen hohe Anforderungen an die Beziehungsgestaltung zwischen Kindern, Jugendlichen und den professionellen Akteuren im Kinderschutz. Die analysierten Fallstudien weisen darauf hin, dass Veränderungen auf der Ebene von Interventionen oft auch einher gehen mit Veränderungen im Beziehungsgefüge, sprich auf der Ebene der Beziehungsarrangements. Vor diesem Hintergrund kommt der Abstimmung des Beziehungsgeschehens im Unterstützungsnetzwerk eine hohe Bedeutung zu. Ein loses Gefüge an Beziehungsarrangements bietet schwierige Bedingungen für eine entwicklungsorientierte Gestaltung des Beziehungsgeschehens in den Beziehungsarrangements. Wie die Ergebnisse von MehrNetzWert aufzeigen, gelingt es

zwar in einzelnen Fällen, in bestimmten Phasen der Fallverläufe das Beziehungsgeschehen fallspezifisch abzustimmen, jedoch dominieren bei der Einrichtung von Hilfen vorwiegend Leistungskategorien. Den Beziehungskategorien wird eher geringfügige Aufmerksamkeit beigemessen. Entsprechend ist es wichtig, dass Professionelle auf der Entscheidungs- und Steuerungsebene das Beziehungsgeschehen stärker berücksichtigen und bewusster orchestrieren sowie Überlegungen zu den Beziehungsarrangements mehr Gewicht geben.

Anmerkungen:

¹ Darunter sind jegliche Arten von freiwilligen und gesetzlichen Leistungen zu verstehen.

² Es gilt an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass auch innerhalb von einzelnen Interventionen Dynamiken auf der Beziehungsebene erzeugt werden können, wenn es zu Wechseln von professionellen Bezugspersonen kommt.

Literatur

Albus, Stefanie/Greschke, Heike/Klingler, Birte/Messmer, Heinz/Micheel, Heinz-Günter/Otto Hans-Uwe/Polutta, Andreas. Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff SGB VIII“. Münster: Waxmann.

Arnold, Susan (2009). Vertrauen als Konstrukt: Sozialarbeiter und Klient in Beziehung. Baden-Baden: Tectum-Verlag.

Biesel, Kay/Urban-Stahl, Ulrike (2018). Lehrbuch Kinderschutz. Weinheim. Beltz Juventa.

Crain, Fitzgerald (2012). „Ich geh ins Heim und komme als Einstein heraus“. Zur Wirksamkeit der Heimerziehung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.

Gabriel, Thomas/Keller, Samuel/Studer, Tobias (2007). Wirkungen erzieherischer Hilfen - Metaanalyse ausgewählter Studien. In: Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 03. Münster: ISA Planung und Entwicklung GmbH.

Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (2008). Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen. In: Grundwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hg.). Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim/München: Juventa Verlag. S. 13-39.

Hamberger, Matthias (2008). Erziehungshilfekarrieren. Belastete Lebensgeschichte und professionelle Weichenstellungen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: IGfH-Eigenverlag.

Hinte, Wolfgang (2006). Geschichte, Quellen und Prinzipien des Fachkonzepts «Sozialraumorientierung» (Einführung). In: Budde, Wolfgang/Früchtel, Frank/Hinte, Wolfgang. Wiesbaden: VS Verlag. S. 7-24.

Thiersch, Hans (2009). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 7. Aufl. Weinheim/München: JuventaVerlag.

Retkowski, Alexandra/Schäuble, Barbara/Thole, Werner (2012). Sorgende Arrangements im Kinderschutz. In: Thole, Werner/Retkowski, Alexandra/Schäuble, Barbara (Hg.). Sorgende Arrangements. Kinderschutz zwischen Organisation und Familie. Wiesbaden: VS Verlag. S. 9-15.

Winkler, Michael (2001). Auf dem Weg zu einer Theorie der Erziehungshilfen. In: Birtsch, Vera/Münstermann, Klaus/Trede, Wolfgang (Hg.). Handbuch Erziehungshilfen. Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster: Votum Verlag. S. 247-281.

Wolf, Klaus (2007). Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht. In: Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 04. Münster: ISA Planung und Entwicklung GmbH.

Zeller, Maren (2012). Persönliches vs. Spezifisches Vertrauen. Ein Spannungsfeld professionellen Handelns in der Erziehungshilfe. In: Tiefel, Sandra/Zeller, Maren (Hg.). Vertrauensprozesse in der Sozialen Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren. S. 93-106.

Autoren



Dominik Bodmer, MA Soziale Arbeit, Wissenschaftlicher Mitarbeiter Berner Fachhochschule, Soziale Arbeit. Die Forschungsschwerpunkte sind Hilfen zur Erziehung, Kinderschutz, Offene Jugendarbeit, Beziehungsgestaltung. Laufende Projekte: Beziehungsgestaltung zwischen männlichen Jugendlichen und sozialpädagogischen Fachkräften in der stationären Jugendhilfe, Evaluation flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum Bern Ost, Von Generation zu Generation: Familiennarrative im Kontext von Fürsorge und Zwang (NFP76), Genderreflektierende Offene Jugendarbeit, Kinder (an-)hören durch die KESB.



Läser Jodok, MA Sozialpolitik und Sozialarbeit, Wissenschaftlicher Mitarbeiter Berner Fachhochschule, Soziale Arbeit. Die Forschungsschwerpunkte sind Hilfen zur Erziehung, Kinderschutz, Arbeitsintegration. Laufende Projekte: Evaluation flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum Bern Ost, Kinder aus suchtbelasteten Familien.

Yaëla Baurdoux

Soziale Netzwerke von Müttern im Mutter-Kind-Haus

Wie erleben Mütter die Veränderungen ihrer Sozialen Netzwerke im Übergang in eine Mutter-Kind-Einrichtung?

Einführung

„Niemand ist eine Insel“, sagt der Junge in dem britischen Film ‚About a boy‘ von 2003“ (Meyer, 2013, S. 328) und drückt damit das aus, womit sich die Sozialwissenschaft schon seit mehreren Jahrzehnten beschäftigt: Menschen zeigen von ihrer Geburt an bis zu ihrem Tod den Willen nach sozialen Kontakten und deren Begleiterscheinungen.

Jeder Mensch besitzt verschiedene Beziehungen, sei es zu Freunden, Arbeitskollegen, Familienmitgliedern. „Manche bewältigen ihre Existenz ein wenig einsamer, solitär“ (Winkler, 2013, S. 18) andere weniger einsam, doch jeder Mensch verfügt über ein Soziales Netzwerk, welches auf das Eingebundensein in die Gesellschaft, Bewältigungsprozesse des Einzelnen, das Selbstwertgefühl bzw. Selbstbild und weitere Aspekte auf kognitiver, emotionaler und Verhaltensebene einwirkt. Beteiligte und Netzwerk beeinflussen so Lebensbedingungen und Lebensverlauf, Entwicklungsmöglichkeiten und Entscheidungen und können sowohl als Ressource, als auch als Belastung gesehen werden (s. Theile in diesem Heft). Die Beziehungen im Netzwerk

sind jedoch keinesfalls unveränderlich. Es können jederzeit Kontakte abbrechen oder neu entstehen, beispielsweise durch Übergänge im Lebenslauf. Auch Übergänge entstehen zwangsläufig im Leben eines Menschen und können von verschiedener Natur sein. In jedem Fall ist ein Übergang ein von sozialen Beziehungen beeinflusster Prozess, der mit neuen Anforderungen an den Einzelnen einhergeht und so auch Herausforderungen mit sich bringen kann.

So auch für Mütter, die aus ihrem gewohnten Umfeld heraus in eine Mutter-Kind-Einrichtung ziehen. Die Zahl der Inanspruchnahmen von §19 SGB VIII, einer Unterbringung in einer stationären gemeinsamen Wohnform, ist in den letzten Jahren stetig angestiegen. So wurden gemäß dem statistischen Bundesamt im Jahr 2002 noch 2142 Plätze genehmigt, 2016 waren es bereits 5674 genehmigte Plätze in gemeinsamen Wohnformen. Der Zweck einer solchen Maßnahme ist die Befähigung der Mutter zu einer autonomen Lebensweise mit dem Kind. Dies geschieht durch verschiedene Unterstützungsmöglichkeiten bei der Pflege und Erziehung des Kindes, die auf das Errei-

chen der größtmöglichen Selbstständigkeit und einem umfassenden Gefühl der Sicherheit im Umgang mit dem Kind abzielen. Während des Aufenthaltes in der Mutter-Kind-Einrichtung erlernte und erprobte Haltungen und Verhaltensweisen haben wiederum einen lebenslangen Einfluss auf die Kinder, da diese besonders im jungen Alter „in hohem Maße auf elterliche Fürsorge und Betreuung angewiesen“ (Ziegenhain, 2007, S. 661) sind. Die Erziehungs- und Beziehungskompetenz der Mütter ist hierbei signifikant von ihrer Lebenssituation abhängig. Sind die Lebensumstände ungünstig, so wirkt sich dies ebenfalls negativ auf ihre elterlichen Kompetenzen und im Umkehrschluss auch auf ihr Kind aus. Dieser Effekt verstärkt sich weiterhin dann, wenn die Frauen über keine Schutzfaktoren verfügen, welche die abträgliche Wirkung der Risiken vermindern können (vgl. Ziegenhain 2007, S. 662). Ein solcher Schutzfaktor kann das Soziale Netzwerk sein, welches eine hohe Unterstützungs- und Orientierungsmöglichkeit bietet und einen beträchtlichen Einfluss auf die Entwicklung sozialer Kompetenzen und der Identitätsbildung vorweist

(vgl. Meyer, 2013, S. 330 f. und Rieger, 2013, S. 201 f.). Durch den Umzug in eine Mutter-Kind-Einrichtung entsteht jedoch ein Übergang im Lebenslauf der Schwangeren oder jungen Mutter und demzufolge verändert sich auch ihr Soziales Netzwerk, verstärkt durch den meist vergrößerten räumlichen Abstand zwischen Institution und bisherigem Wohnort. Zu dem Forschungsbereich der Sozialen Netzwerke und vor allem deren Veränderungen im Übergang in die Mutter-Kind-Einrichtung ist nur wenig publiziert. Daher sollte im Rahmen meiner Bachelorabschlussarbeit im Studiengang ‚Soziale Arbeit‘ der Universität Siegen ein Beitrag zu der Thematik und der damit zusammenhängenden Forschung geleistet werden.

Betrachtet wurden die Sozialen Netzwerke von Müttern in einer Mutter-Kind-Einrichtung. Der Fokus liegt hierbei darauf, wie die Frauen die Veränderungen ihrer sozialen Beziehungen durch den Übergang beschreiben und erleben. Die subjektive Wahrnehmung ist bei dieser qualitativ ausgerichteten Arbeit von großer Bedeutung. Es wurden Interviews mit zwei jungen Frauen geführt, die zur Zeit des Interviews seit fünf bzw. sieben Monaten in einer Mutter-Kind-Einrichtung lebten. Im Folgenden werden das methodische Vorgehen sowie zentrale Erkenntnisse der Bachelorarbeit herausgestellt.

Methodisches Vorgehen

Als Datenerhebungsmethode wurde ein Leitfadeninterview gewählt, bei welchem Sichtweise und Erlebensperspektive des Befragten im Vordergrund stehen, da sich die Arbeit insbesondere auf subjektive Wahrnehmung und Erlebensdimensionen konzentrieren sollte. Um zu diesem Zweck eine offene, narrative Erzählsituation zu ermöglichen, wurde von einem standardisierten Interview abgesehen. Stattdessen wurde ein teilstrukturiertes Interview durchgeführt. Im Rahmen des-

sen wurden dann, gemeinsam mit den Müttern, zwei Netzwerkkarten erstellt, die einen retrospektiven, und einen momentanen Ist-Zustand des Netzwerkes zeigen.

Für die Netzwerkkarte wird zu Beginn die „Ankerperson“ (Pantucek 2012, S. 190), also der Interviewte, als Mittelpunkt der Karte eingezeichnet. Um diesen Mittelpunkt herum befinden sich vier Sektoren, eingeteilt wie „Kuchenstücke“ (König 2015, S. 172), gegliedert in die Sektoren Familie, Freunde/ Bekannte, Kollegen und zuletzt professionelle Helfer. Die im Interview genannten Personen werden dann durch einen Punkt im entsprechenden Sektor eingetragen. In die Entscheidung, wo dieser Punkt gesetzt werden soll, fließen verschiedene Aspekte ein, wie die Häufigkeit der Kontakte, deren Intensität und Qualität oder die räumliche Nähe (vgl. Pantucek 2012, S. 193).

Das Interview selbst beginnt mit einer kurzen Erklärung über die Vorgehensweise und eine darauffolgende möglichst offene Einstiegsfrage, beispielsweise danach, welche Personen dem Klienten zuerst einfällt (vgl. Schnell et al., 2008, S. 261). Die im Anschluss genannten Personen werden dann im entsprechenden Sektor eingetragen (vgl. Pantucek, 2012, S. 192). Nach und nach entsteht so eine detaillierte Netzwerkkarte, die mehr oder weniger ausgeprägt ausfallen kann. Um diesen Prozess zu unterstützen, sollte der Interviewer Hinweise auf Beziehungen geben, die möglicherweise vergessen werden könnten, zum Beispiel die sogenannten „schwachen Beziehungen“ (Pantucek 2012, S. 194). So entstehen im Verlauf des Gesprächs zwei detaillierte Netzwerkkarten. Schlussendlich sollte noch eine Nachbesprechung mit dem Befragten erfolgen (vgl. Pantucek 2012, S. 196).

Die Netzwerkkarten bieten einen guten visuellen Überblick über den retrospekti-

ven, sowie den momentanen Ist-Zustand der Netzwerke. Die Veränderungen in der Positionierung der Beziehungen können so auf einen Blick erfasst und dann durch die Erzählungen weiter vertieft werden, auch die befragten Mütter können den Wandel ihres Sozialen Netzwerks visuell erfassen. Doch neben allen Vorteilen hat die Netzwerkkarte auch Grenzen. Kann man die Veränderungen innerhalb des Sozialen Netzwerks einer Person zwar gut überprüfen, so ist ein Vergleich zwischen den Netzwerkkarten verschiedener Individuen jedoch nicht empfehlenswert, da von einer Positionierung nicht auf eine objektive Nähe geschlossen werden kann, sondern nur auf die subjektiv erlebte. Netzwerkkarten sind daher nur untereinander vergleichbar, nicht zwischen einander, außerdem können sich bei großen Netzwerken Schwierigkeiten bei der Übersichtlichkeit ergeben.

Für die Interviews wurden die 17-jährige Mia, die in ihrer Biographie bereits mehrere Übergänge erlebt, durch einen Zwangskontext das Mutter-Kind-Haus bezogen und dort ihr erstes Kind geboren hat und die 26-jährige, fünffache Mutter Ronja ausgewählt, die das Jugendamt selbstständig um einen Platz in einer Mutter-Kind-Einrichtung gebeten hat (Namen sind anonymisiert).

Kurzvorstellung der Interviewpartner

Mia

Die zum Zeitpunkt des Interviews 17-jährige Mia wird als zweites Kind in einer kleinen Mittelstadt in Nordrhein-Westfalen geboren. Im Alter von 2 Jahren werden sie und ihr älterer Bruder in verschiedene Pflegefamilien vermittelt. Dort lebt sie mit ihrem Pflegevater, der Pflegemutter und der vier Jahre jüngeren Pflegegeschwester. Im Alter von 16 Jahren lernt sie ihren leiblichen Vater kennen, der laut ihrer Aussagen viel Negatives über ihre Pflegeeltern berichtet. Dies führte

gemäß Mia zu vielen Auseinandersetzungen mit ihren Pflegeeltern und sie reißt mehrmals von zu Hause aus. Ihre Pflegeeltern schlagen daraufhin den Umzug in eine Jugendeinrichtung vor und Mia zieht kurz darauf in die Einrichtung, die etwa eine Stunde von ihrer Heimatstadt entfernt liegt. Mia erzählt, dass sie daraufhin angefangen hat Drogen zu konsumieren, außerdem bricht sie zu dieser Zeit die Schule ab. Nach etwa fünf Monaten zieht sie dann wieder aus der Einrichtung aus und lebt erneut bei ihren Pflegeeltern. Nachdem Mia kurz darauf wieder ihrem Zuhause fernbleibt und stattdessen bei einem Freund wohnt, äußern ihre Pflegeeltern Bedenken an Mias Wohnsituation. Gemeinsam mit dem Jugendamt wird dann, gemäß Mias Wunsch, beschlossen, dass sie im Juli 2016 bei ihrem leiblichen Vater einzieht. Im August wird sie dann von ihrem Freund schwanger, der sie jedoch daraufhin verlässt. Auf Empfehlung des Jugendamtes zieht Mia dann vier Monate später vorerst in das Haupthaus der Mutter-Kind-Einrichtung. Da sie sich dort gemäß ihrer eigenen Aussage nicht an die Regeln gehalten hat, wechselt sie dann im Januar in eine Außenwohngruppe der Einrichtung. Etwa anderthalb Monate vor dem Interview stirbt Mias Pflegevater, zwei Wochen später kommt ihr Sohn zur Welt. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Mia seit fünf Monaten in der Einrichtung, ihr Sohn ist zu diesem Zeitpunkt ein Monat alt. Mia plane noch im selben Jahr ihren Schulabschluss nachzuholen.

Ronja

Ronja wird 1991 geboren und wächst gemeinsam mit ihrer Mutter und den sechs Schwestern auf, zu ihrem Vater hat sie regelmäßigen Kontakt. Sie besucht eine Hauptschule und erzielt dort nach der zehnten Klasse ihren Abschluss. Mit 17 Jahren wird sie das erste Mal schwanger und bekommt einen Sohn, der Kontakt

zu ihrem Vater bricht daraufhin ab. Mit 19 Jahren bekommt sie dann ihren zweiten und mit 21 ihren dritten Sohn. Ende des Jahres 2015, mit 24 Jahren, wird sie zum vierten Mal Mutter eines Sohnes. Mit keinem der Väter lebt Ronja zusammen. In der Zeit vor dem Mutter-Kind-Haus erhält sie in einem Zeitraum von sechs Wochen erst eine Woche Unterstützung in einem stationären Setting, im Anschluss weitere fünf Wochen teilstationär. Außerdem bekommt sie fünf Stunden pro Woche Unterstützung durch eine sozialpädagogische Familienhilfe. 2017 kontaktiert sie auf eigene Entscheidung hin das Jugendamt und bittet um einen Platz in einer Mutter-Kind-Einrichtung für sich und ihren jüngsten Sohn, sowie vorübergehende Plätze in einer Wohngruppe für die drei älteren Söhne. Zu dieser Zeit ist sie mit ihrem fünften Kind schwanger und erhält schnell einen Platz in dem Mutter-Kind-Haus. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Ronja seit etwa sieben Monaten mit ihrem vierten Sohn in der Einrichtung, etwa drei Wochen vor dem Interview bekommt sie ihren fünften Sohn und gibt diesen zur Adoption frei.

Vorstellung der Ergebnisse

Im Folgenden werden die Veränderungen der Sozialen Netzwerke von Mia und Ronja durch den Übergang in die Mutter-Kind-Einrichtung und die Erlebensperspektive beider Mütter vorgestellt und auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin verglichen. Die Ergebnisse wurden in drei Kategorien (Familie, Freunde und professionelle Helfer in der Mutter-Kind-Einrichtung) zusammengefasst, um die wichtigsten Veränderungen übersichtlich darzustellen.

Familie: Auseinanderleben vs. Näher kommen

Sowohl Mia als auch Ronja haben vor dem Übergang in die Mutter-Kind-Einrichtung Familienmitglieder als ihre

wichtigsten Bezugspersonen angegeben. Mia schätzt vor allem die bedingungslose Hilfe und Unterstützung, die sie von ihren Pflegeeltern und der Pflegeschwester erhält. *„halt alles dass sie für mich immer da waren, egal was war“* (Mia) Sie betont mehrmals, dass ihr Pflegevater immer bedingungslos an ihrer Seite stand: *„Dass er immer für mich da war was sozusagen meine Familie früher nicht für mich gemacht hat“* (Mia). Sie ist sehr glücklich über die „Geborgenheit“ und „Liebe“, die ihre Pflegeeltern ihr entgegenbringen, da sie diese in ihren ersten Jahren in der leiblichen Familie nicht erfahren hat. Des Weiteren ist auch ihr leiblicher Bruder in der Zeit vor dem Übergang und während der Schwangerschaft viel für sie da und über ihren leiblichen Vater spricht Mia ebenfalls sehr positiv, obwohl es ihr schwer fällt die Beziehung zu definieren: *„also er hat zwar sehr vieles im Leben falsch gemacht aber er versucht jetzt sehr vieles auch wieder nachzuholen einfach und das er für mich jetzt auch da ist egal was ist und das er auch während der Schwangerschaft mich unterstützt“* (Mia). Auch Ronja erzählt sehr positiv von ihrer Familie, die besonderen Wert auf Zusammenhalt legt. Vor allem eine ihrer Schwestern und ihre Mutter sind wichtige Bezugspersonen, die sie täglich sieht und auch ihre Oma zählt Ronja zu den „sehr, sehr wichtig[en]“ Menschen in ihrem sozialen Umfeld.

„Eh das ist eh Zusammenhalt, wir halten zusammen das ist unsere Beziehung der Zusammenhalt den es zwischen uns gibt“ (Ronja).

Im Übergang in die Mutter-Kind-Einrichtung sehen sich sowohl Mia, als auch Ronja und ihre Familie nicht mehr so oft: *„also wir haben uns nicht mehr so oft gesehen, wir haben generell nicht mehr so viel zusammen gemacht wie früher“* (Mia)

„also da fahr ich ja auch alle zwei Wochen hin [...] wenn ich in Beurlaubung fahr“ (Ronja).

Bei Mia resultiert dies darin, dass die Beziehung zu ihrer Pflegeschwester an Nähe verliert, da diese nicht verstehen könne, warum Ronja nicht mehr bei ihr wohnt: „dass wir uns sehr auseinander gelebt haben“ (Mia).

Sie erlebt diese Veränderung negativ: „Ja es fühlt sich halt nicht so gut an“ (Mia).

Trotz regelmäßiger Treffen etwa alle ein bis zwei Wochen und häufigem schriftlichen Kontakt ist auch die Beziehung zu ihrer Pflegemutter nicht mehr so eng wie vor dem Übergang.

„Wir haben uns sehr viel voneinander entfernt wie früher“ (Mia).

„Ich finds schade weil wir waren echt ein gutes Team“ (Mia).

Während Mias Beziehung zu ihrer Pflegefamilie an Nähe eingebüßt hat, sind Ronjas Beziehungen zu ihren Familienmitgliedern hingegen durch den Übergang gleichbleibend eng:

„[meine Mutter] die ist sehr sehr wichtig ja“ (Ronja)

„und ja zu meiner Mutter und Schwester ist alles so geblieben“ (Ronja).

Bei Mia hat der Übergang in die Mutter-Kind-Einrichtung und die räumliche Trennung dazu geführt, dass die Beziehungen innerhalb der Pflegefamilie weniger nah sind. Eine weitere bedeutende Rolle spielt in diesem Zusammenhang jedoch auch der Loyalitätskonflikt, in dem Mia sich befindet:

„Weil ehm ich Angst hatte halt das meine [Pflege-]Mutter nicht akzeptiert dass ich mich mit meinem Vater so gut verstehe und mein Vater nicht so akzeptiert dass ich mit meiner Pflegemutter immer noch gut verstehe und mit der noch so viel mache ich war halt ich hatte Angst beide irgendwie zu verletzen und weh zu tun“ (Mia).

Bei beiden zeigen sich jedoch Ausnahmen in den Veränderungen der familiären Beziehungen. Bei Mia ist dies ihr leiblicher Vater sowie ihr Bruder. Beide stehen ihr nun näher als vor dem Umzug, was Mia jedoch nicht auf den Übergang in die Einrichtung, sondern auf die Geburt ihres Kindes zurückführt:

„Das hat sich dadurch verändert eigentlich nicht das ich hier hin gezogen bin sondern seit der Kleine auf der Welt ist“ (Mia).

Zu ihrer Oma hat sich Ronja entgegen der anderen familiären Veränderungen im Übergang weiter entfernt. Die räumliche Trennung und die Immobilität der Großmutter führen dazu, dass beide sich nicht mehr so nah stehen.

Freunde: Unterstützung

Mia und Ronja erhalten in der Zeit vor dem Übergang viel Unterstützung von ihren Freunden. Mia verbringt täglich Zeit mit ihrer besten Freundin, beide unterstützen sich gegenseitig emotional und materiell und unternehmen viel gemeinsam.

Ronja benennt Michael als ihren engsten Freund, dem sie großes Vertrauen entgegenbringt:

„mit dem hab ich über meine Gefühle gesprochen wenn es mir schlecht ging und nur er kannte halt meine Situation von früher und alles und er hat mir immer sehr den Rücken gestärkt“ (Ronja).

Auch nach dem Übergang sind beide Personen für Mia und Ronja von großer Bedeutung. Sie sehen ihre besten Freunde zwar seltener persönlich, halten aber telefonisch oder schriftlich weiterhin viel Kontakt. Beide können keinen Unterschied in der emotionalen Nähe feststellen:

„wir gehen immer noch durch dick und dünn“ (Mia).

„immer noch sehr sehr eng befreundet“ (Ronja).

Neben den unverändert guten Beziehungen zu ihren besten Freunden, gibt es im Sektor Freunde für beide jedoch große Veränderungen. Vor dem Übergang haben beide jeweils zwei, bzw. drei Personen zu ihrem freundschaftlichen Netzwerk gezählt. Nach dem Umzug in die Mutter-Kind-Einrichtung benennen beide jeweils mindestens neun Beziehungen in diesem Sektor. Sowohl Mia, als auch Ronja haben im Mutter-Kind-Haus neue Freunde gefunden, die zu wichtigen Personen in ihrem Leben geworden sind. Für Ronja ist dies im Besonderen Luisa, mit der sie eng befreundet ist, seitdem diese sie nach dem Auszug einer Mitbewohnerin unterstützt hat. Außerdem kann sie sich mit den anderen Bewohnerinnen im Mutter-Kind-Haus gut austauschen, beispielsweise mit Sarah, die als einzige im Haus ebenfalls mehrere Kinder hat. Sie freut sich über die Unterstützung der anderen Mitbewohnerinnen und weiß es zu schätzen, dass sie immer mit diesen reden kann.

„Ich verstehe mich eigentlich mit allen sehr gut“ (Ronja).

Des Weiteren nennt sie noch zwei ehemalige Mitbewohnerinnen, zu denen sie weiterhin Kontakt hat. Auch zu Mia hat Ronja eine sehr gute Beziehung. Sie unterstützt sie bei der Erziehung ihres Kindes und gibt ihr viele Ratschläge. Laut Ronja ist sie für Mia eine Art Mutterfigur:

„ich bin so die Mama die sie sich gerne wünscht“ (Ronja).

Unabhängig von Ronja beschreibt auch Mia während des Interviews ihre Beziehung zu dieser wie folgt:

„Ronja ist wie eine Ersatzmama hier für mich und die hat halt mehrere Kinder und kann mir auch viele Tipps geben“ (Mia).

Wie bei Ronja sind auch für Mia die anderen Mitbewohnerinnen der Einrichtung momentan ein wichtiger Teil ihres Alltags. Von ihnen erfährt sie Unterstützung und Rückhalt:

„Weil die halt alle sehr für mich da sind, egal welche Person“ (Mia).

„weil die [...] mich in vielen Sachen auch unterstützen und ich kann mit denen über alles reden und die rennen nicht sofort zu jemand anderem und erzählen dem das“ (Mia).

Trotz sporadischer Streitigkeiten beschreiben sowohl Mia als auch Ronja die Beziehungen zu den Mitbewohnerinnen im Mutter-Kind-Haus als sehr positiv. Beide berichten von viel Rückhalt und Unterstützung durch die anderen Bewohnerinnen und können stets mit jemandem über ihre Probleme sprechen. Weiterhin erzählen beide von einer unverändert guten Beziehung zu ihren besten Freunden, an der sich im Übergang in das Mutter-Kind-Haus nichts geändert hat, außer die Zahl der persönlichen Treffen. Beide erleben die Veränderungen ihrer Sozialen Netzwerke im freundschaftlichen Bereich als sehr positiv, da ihnen viel Verständnis und Hilfe entgegen gebracht wird.

Betreuerinnen in der Mutter-Kind-Einrichtung: Kontrollgefühl vs. Unterstützungsgefühl

Während Mia und Ronja die Beziehungen zu den im Übergang neu gewonnenen Freunden als Unterstützung empfinden, wird die Beziehung zu den Betreuern von den Frauen sehr unterschiedlich empfunden.

Mia sagt zwar, dass sie die Betreuerinnen nett findet, sie ihnen jedoch im Alltag größtenteils aus dem Weg gehe. Mit ihnen möchte sie nicht offen über Herausforderungen sprechen, da sie Angst hat den Betreuern etwas anzuvertrauen, das sie vor dem Jugendamt schlecht dastehen lassen könnte und somit in negativen Konsequenzen resultiert. Als Beispiel nennt sie einen Vorfall, bei dem sie einer Betreuerin anvertraut hat, dass sie an einer Fremdunterbringung für ihr Kind überlegt. Sie sagt, dass sie sich daraufhin noch mehr

anstrengen musste alles richtig zu machen und sie den Betreuerinnen daher nun nicht mehr alles erzählt. Des Weiteren fühlt sie sich von den Betreuerinnen kontrolliert und in ihrer Erziehung stark eingeschränkt:

„Ja weil sie halt sehr viel bestimmt was ich in meiner Erziehung mit den Kind machen muss“ (Mia).

Die Beziehung zu den Betreuerinnen ist geprägt von deren Verbindung zum Jugendamt:

„Und auch wegen manchen Betreuern halt auch einfach, weil man sich viel unter Druck gesetzt fühlt wegen dem Kind und so das man, wenn man dann nicht immer direkt macht was die sagen das dann sofort auch passieren kann, dass das Kind weg kommt“ (Mia).

Diese Ängste zeigen sich auch in der Netzwerkkarte, in der Mia fast alle Betreuerinnen am äußeren Rand positioniert. Eine Betreuerin platziert sie mittiger, eine andere soll gar nicht aufgenommen werden.

Bei Ronja zeigen sowohl die Netzwerkkarte, als auch ihre Erzählungen ein anderes Bild. Sie hat alle Betreuerinnen im mittleren bis nahen Bereich platziert. Sie erzählt von der starken Unterstützungsfunktion der Betreuerinnen. Besonders ihre Bezugsbetreuerin schenkt Ronja besonderes Vertrauen:

„Ja ich kann mit ihr über alles reden, über all meine Probleme, jederzeit sie kennt eigentlich meine ganze Lebensgeschichte“ (Ronja).

Ronja erwähnt im gesamten Interview nichts Negatives über das Verhältnis zu den Betreuerinnen, bezeichnet eine Betreuerin als Mutterfigur. Sie freut sich sehr über die Möglichkeit jederzeit eine Ansprechpartnerin zu haben und sieht in den Betreuerinnen eine wichtige Unterstützung, von denen sie Ratschläge gerne annimmt.

In Bezug auf die professionellen Helfer in der Mutter-Kind-Einrichtung lässt sich also sagen, dass Mia und Ronja diese sehr unterschiedlich erleben. Mias Erzählungen sind geprägt von einem Druck, dem sie sich durch die Betreuerinnen ausgesetzt fühlt, von fehlendem Vertrauen und dem Gefühl kontrolliert und fremdbestimmt zu werden. Ronja empfindet die Betreuerinnen hingegen als Hilfe und Unterstützung. Sie sucht selbstständig das Gespräch mit ihnen und vertraut auf deren Rat. Gefragt nach professionellen Helfern außerhalb der Einrichtung benennen beide Frauen ihre Psychologin, diese sei eine große Unterstützung. Ronja hebt außerdem den für sie zuständigen Mitarbeiter des Jugendamtes hervor und positioniert diesen mittig der Netzwerkkarte.

Zufriedenheit mit dem aktuellen Netzwerk

Am Ende des Gesprächs wurden beide Mütter gebeten, die Karten zu vergleichen und Auffälligkeiten zu nennen. Mia und Ronja geben eine sehr ähnliche Antwort:

„Das früher halt sehr wenige für mich da waren und mir nur sehr wenige nah standen und seitdem ich hier wohne viel mehr Leute für mich da sind und mir nah stehen“ (Mia).

„Also Freunde und Bekannte also ich habe jetzt mehr Freunde als vorher mit denen ich Kontakt habe also mehr enge Freunde“ (Ronja).

Beide erleben diese Veränderung als sehr positiv, geben an, dass es zwar ungewohnt aber ein sehr gutes Gefühl sei, dass man nun mehr Unterstützung aus dem eigenen Sozialen Netzwerk erhalte.

„Ich finde es komisch dass auf einmal viel mehr für mich da sind“ (Mia).

„Ja ich hätte das anders schöner gefunden wenn vorher auch so viele für mich da gewesen wären als jetzt wo halt auch so viele für mich da sind“ (Mia).

„Wenn ich das jetzt so sehe auf jeden Fall besser [als vor der Übergang] ich dachte anfangs halt immer ich habe keine Freunde hier“ (Ronja).

Fazit und Schlussbemerkung

Die durchgeführte Untersuchung zeigt, wie wichtig der Blick auf Soziale Netzwerke ist und welche große Rolle sie im Leben eines Jeden spielen. Besonders bei Übergängen, welche fast immer Veränderungen im Netzwerk nach sich ziehen, sind positive Beziehungen ein bedeutender Faktor für einen gelingenden Übergangsprozess.

Eine zentrale Bedeutung kommt hierbei den Familien zu. Diese werden als besondere Unterstützung erlebt, vermitteln Rückhalt und Sicherheit. Insbesondere die Geschwister spielen eine wichtige Rolle, werden von beiden Müttern als wichtige Bezugsperson und emotionale Stütze beschrieben, besonders auch im Übergang. Im Sektor Freunde und Bekannte zeigt sich im Übergang eine Entwicklung hin zu einem größeren Sozialen Netzwerk. Es haben sich neben den bereits vor dem Übergang bestehenden Freundschaften außerdem vermehrt freundschaftliche Beziehungen zu den Mitbewohnerinnen der Mutter-Kind-Einrichtung ergeben. Als zentrale Funktionen der Freundschaft werden in diesem Zusammenhang die Hilfe bei der Erziehung des Kindes bzw. Tipps und Ratschläge, Unterstützung und Austausch beschrieben. Die bestehenden Freundschaften werden als Bereicherung empfunden, auch im Umgang mit den mit dem Übergang einhergehenden Veränderungen.

Das Soziale Netzwerk in Bezug auf professionelle Helfer nach dem Übergang ist deutlich gewachsen. Es lässt sich weiter differenzieren in Helfer innerhalb der Einrichtung und externe Helfer. Die Mitarbeiter der Einrichtung werden unterschiedlich erlebt. Bei einer der beiden Mütter ist die Beziehung zu ihnen

von Angst, Druck und fehlendem Vertrauen geprägt. Die andere Mutter sieht in ihnen wichtige Ansprechpartner und schätzt ihre Tipps und Ratschläge. Beide beschreiben die Mitarbeiterinnen aber unabhängig davon als großen Teil ihres Alltags und machen deren Bedeutung beim Verlauf des Übergangs und dem Umgang mit der neu entstandenen Situation deutlich. Bei den externen Helfern zeigt sich, insbesondere in Bezug auf die Therapeuten, eine hohe Bedeutung, auch für die Begleitung des Übergangs.

Trotz dessen, dass die Untersuchung auf zwei Einzelfällen beruht, wurden verschiedene Veränderungen des Sozialen Netzwerkes im Übergang in eine Mutter-Kind-Einrichtung deutlich. Die durchgeführte Forschung kann jedoch nur die aufgetretenen Veränderungen darstellen, nicht die dahinterliegenden Gründe erfassen. Es wäre daher interessant weitergehend zu untersuchen, welche Umstände dazu führen, dass sich verschiedene Sektoren des Sozialen Netzwerkes in unterschiedliche Richtungen entwickeln, wie es hier beispielsweise im professionellen Sektor der Fall war. Weiterhin ist es denkbar zu erforschen, welche Faktoren eine positive Entwicklung im Übergang begünstigen. In Bezug auf die Betreuer in Mutter-Kind-Einrichtungen könnte ebenfalls analysiert werden, inwiefern es Auswirkungen auf die Beziehung hat, ob bei der befragten Mutter ein freiwilliger oder ein zwangsähnlicher Kontext vorliegt. Des Weiteren ist eine Erforschung der aktuellen Umsetzung von Netzwerkarbeit in Mutter-Kind-Einrichtungen möglich. Schlussendlich ist auch eine Folgestudie denkbar, welche die Veränderungen der Sozialen Netzwerke von Mia und Ronja nach dem Auszug betrachtet.

Aus der Untersuchung ist es möglich einige sozialpädagogische Konsequenzen zu ziehen. Die Ergebnisse machen deutlich, dass die Sozialen Netzwerke von

Müttern sich im Übergang in eine Mutter-Kind-Einrichtung stark verändern. Die positiven Beziehungen haben sich für die befragten Mütter als Unterstützung und Ressource herausgestellt, durch sie können Belastungen im Übergang und im Alltag minimiert werden. Es lassen sich somit folgende sozialpädagogische Konsequenzen ableiten:

Mitbewohner können eine wichtige Stütze sein:

Nach dem Einzug haben die Mütter in den Mitbewohnerinnen wichtige Freunde gefunden. Sie unterstützen sich gegenseitig bei Herausforderungen und im Alltag und stellen wichtige Bezugspersonen dar. Sie können einen großen Einfluss darauf haben, ob sich die Mutter in der Einrichtung wohlfühlt.

Mediale Kontaktmöglichkeiten haben eine wichtige Bedeutung:

Die Frauen berichten davon, dass der persönliche Kontakt zu den Menschen ihres Netzwerkes im Übergang durch die räumliche Trennung nachgelassen hat. Daher ist es für sie besonders wichtig, anders Kontakt zu halten. Eine große Bedeutung nehmen hier das Smartphone bzw. die sozialen Medien ein, da die wichtigen Personen so telefonisch oder schriftlich jederzeit erreichbar sind.

Zeit außerhalb der Mutter-Kind-Einrichtung kann zum Beziehungsaufbau genutzt werden:

In der Einrichtung können die Mütter nur dann persönlichen Kontakt zu Personen ihres Netzwerkes haben, wenn diese sie besuchen kommen. Daher wird für den Beziehungsaufbau gerne die Zeit der Beurlaubung genutzt. Hier kann die Mutter ihre Familie und Freunde besuchen, Aktivitäten unternehmen und so die Beziehung stärken. Die Betreuer in einem Mutter-Kind-Haus sollten daher den Wunsch der Mutter nach einer Beur-

laubung ernst nehmen und wenn möglich fördern, sofern dies nicht das Kindeswohl gefährdet.

Betreuer können sowohl eine Unterstützung, als auch Belastung darstellen:

Beide Frauen haben eine sehr unterschiedliche Beziehung zu den Betreuern. Eine der beiden Befragten kann mit den Betreuern über alle ihre Probleme sprechen. Sie sieht sie als wichtige Ratgeber und fühlt sich von ihnen unterstützt, während die andere Mutter die Betreuer als zu stark eingreifend empfindet. Außerdem hat sie Angst mit ihnen über Herausforderungen zu sprechen, da sie befürchtet dies könnte sich negativ auf ihren Sachstandsbericht auswirken. Die Betreuer sind für sie eher eine Belastung, sie fühlt sich von ihnen unter Druck gesetzt. Ein wichtiger Aspekt im Umgang zwischen Betreuer und Mutter ist daher Transparenz. Wenn die Mütter wissen, was die Betreuer an das Jugendamt weitergeben müssen und warum, stärkt dies das Vertrauen. Auch das Offenlegen von Erwartungen kann den wahrgenommenen Druck vermindern und zu einem höheren Wohlbefinden führen.

Soziale Netzwerke können eine wichtige Unterstützungsfunktion übernehmen und so Herausforderungen im Leben positiv beeinflussen, sie können dem Einzelnen bei der Einbindung in die Gesellschaft zur Seite stehen und sie können einem das Gefühl von Liebe und Zuneigung vermitteln. Sie haben, kurz gesagt, das Potenzial, eine wichtige Ressource im Leben darzustellen. Die Thematik findet in der aktuellen fachlichen Diskussion noch zu geringe Beachtung und sollte daher sowohl in der alltäglichen sozialarbeiterischen Praxis, als auch in der Forschung einen höheren Stellenwert einnehmen.

Literatur

König, J. (Hg.) (2015): Praxisforschung in der Sozialen Arbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Stuttgart: Kohlhammer.

Meyer, C. (2013): Netzwerke im Alter. Altern zwischen (zu) viel Raum und (zu) wenig Netzwerk!? In: Fischer, J. und Kosellek, T. (Hg.): Netzwerke und soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 328-347.

Pantuček, P. (2012): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Rieger, G. (2013): Soziale Arbeit, Netzwerke und Gerechtigkeit. In: Fischer, J. und Kosellek, T. (Hg.): Netzwerke und soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 199- 214.

Schnell, R.; Hill, P.; Esser, E. (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. München [u.a.]: Oldenbourg.

Statistisches Bundesamt (2004): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe 2002. Einrichtungen und tätige Personen (ohne Tageseinrichtungen für Kinder). Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.

https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Kinderhilfe-Jugendhilfe/Publikationen/Downloads-Kinder-und-Jugendhilfe/sonstige-einrichtungen-5225403169004.pdf?__blob=publicationFile,
zuletzt geprüft am 11.10.2019.

Winkler, M. (2013): Netzwerke(n) in der Sozialen Arbeit. Vermutlich eine Polemik, zumindest aber der Verweis auf eine Dialektik. In: Fischer, J. und Kosellek, T. (Hg.): Netzwerke und soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 18-43.

Ziegenhain, U. (2007): Förderung der Beziehungs- und Erziehungskompetenzen bei jugendlichen Müttern. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie (56), S. 660-675.

Autorin



Yaëla Baurdoux, Jg. 1995,
B.A. Soziale Arbeit, derzeit tätig im
Regionalen Sozialdienst des Kreises
Siegen-Wittgenstein

Lars Lucas

Die Initiierung und Gestaltung von Organisationsnetzwerken in der Sozialen Arbeit

Die Fachkräfte in den zahlreichen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit stehen täglich vor neuen und komplexen Herausforderungen. So spielen beispielsweise gesellschaftliche Veränderungen, wie die ständige soziale Ausdifferenzierung der Bevölkerung, welche sich beispielsweise in Feldern wie der Arbeit mit beeinträchtigten Menschen oder der Jugendhilfe zeigt, seit Jahren eine wichtige Rolle (vgl. Hinter 2007, 182). Um diese und zahlreiche andere Herausforderungen adäquat bewältigen zu können, muss die Soziale Arbeit ihr Wissensspektrum kontinuierlich erweitern und sich diesen Veränderungen anpassen. Um einen solchen Prozess zu fördern, ist eine Vernetzung zwischen den verschiedenen Organisationen ein nützliches Instrument. Hierbei entstehen sogenannte Organisationsnetzwerke. Diese ermöglichen ihren Beteiligten einen Blick über den eigenen Tellerrand, schaffen neue Ideen und bündeln gemeinsame Ressourcen. Zudem ermöglichen sie den Organisationen ihre Handlungsmöglichkeiten zu erweitern und von gegenseitigen Wissensaustausch

zu profitieren. Doch bevor solche Netzwerke erfolgreich genutzt werden können, müssen sie zunächst initiiert und gestaltet werden. Wie Organisationsnetzwerke konkret zu verstehen sind, wie sie erfolgreich Schritt-für-Schritt initiiert und gestaltet werden können, welche Risikofaktoren dabei beachtet werden müssen und welche kritischen Aspekte die Thematik Organisationsnetzwerk aufweist versucht der folgende Artikel zu erläutern.

Erläuterung und Funktion von Organisationsnetzwerken

Organisationsnetzwerke dienen in erster Linie dazu einen Austausch zwischen verschiedenen Akteuren zu ermöglichen. Hierbei spiegelt der Begriff Akteure sämtliche Einrichtungen inklusive der dazugehörigen Personen wider, die in der Sozialen Arbeit tätig sind oder in direktem oder indirektem Kontakt mit ihr stehen. Es kann also nur Mitglied werden, wer über eine berufliche Nähe oder besondere Kompetenzen verfügt (vgl. Müller 2013, 47). Die Arbeit im Netz-

werk erfüllt für die Akteure hierbei verschiedene Funktionen. Sie ermöglichen den Organisationen einen Ressourcenaustausch, sie fördern den Transfer von Informationen, sie helfen dabei Unterstützung zu mobilisieren, sie tragen dazu bei Koalitionen zu bilden, sie sind förderlich für die Koordination von Aktivitäten, sie stärken das gegenseitige Vertrauen und helfen zudem dabei Gefühle zu vermitteln (vgl. Gögercin 2015, 82f.). Des Weiteren helfen sie den teilnehmenden Organisationen Problemlagen zu bewältigen, entlasten sie in ihrem Handeln und bieten eine gegenseitige Unterstützungsfunktion (vgl. Galuske 2007, 309). Daraus resultierend, erhoffen sich die Organisationen durch die aktive Teilnahme an diesen Netzwerken lohnenswerte Resultate und Erkenntnisse für die eigene Arbeit und ihre Klient*innen (vgl. Gögercin und Teubert 2018, 393).

Ebenen und Ausrichtungen von Organisationsnetzwerken

Organisationsnetzwerke können sowohl auf lokaler Ebene, als auch international

agieren. Zudem begrenzt sich ihr Handeln nicht zwangsläufig auf einen festgelegten Fachbereich sondern kann durchaus bereichsübergreifend sein (vgl. Steffen 2006, 186). Dies lässt sich an folgendem Schaubild verdeutlichen, welches zwei Typen von Organisationsnetzwerken vergleicht: Das lokale und fachinterne und das internationale und fachübergreifende Organisationsnetzwerk. Es zeigt sich hierbei, dass sich Organisationsnetzwerke, trotz identischer Thematik (Kinder- und Jugendarbeit), aufgrund ihrer individuellen Ausrichtung stark voneinander unterscheiden können. Sie können wie in der Abbildung links zu sehen ist, auf lokaler Ebene, beispielsweise der einer Gemeinde, fachintern, also mit Vertreter*innen der eigenen Fachrichtung agieren. Sie können aber auch wie rechts zu sehen ist, international, beispielsweise als Hilfsorganisation, fachübergreifend mit der Hilfe fachnaher und fachfremder Organisationen arbeiten. Dieser individuell anpassbare Gestaltungsspielraum macht Organisationsnetzwerke für die Soziale Arbeit zu einem bedeutsamen Werkzeug, welches sich einer hohen Beliebtheit erfreut (vgl. Gögercin 2015, 80).

Schritt-für-Schritt Erklärung der erfolgreichen Initiierung und Gestaltung

Im folgenden Abschnitt wird in einzelnen Schritten erklärt, wie ein Organisationsnetzwerk zunächst initiiert und anschließend gestaltet werden kann. Dieser Artikel beruft sich dabei insbesondere auf Erkenntnisse aus dem Fachbereich der Sozialwissenschaften. Diese Auswahl wurde getroffen, um einen expliziten Blickpunkt auf das Feld der Sozialen Arbeit und dessen Teildisziplinen zu legen, da die Thematik der Organisationsnetzwerke auch in den Wirtschaftswissenschaften und anderen Feldern nicht unbeachtet bleibt.

Schritt 1: Der Grund der Initiierung

Vor jeder Gründung eines Organisationsnetzwerks steht zunächst eine Idee oder ein Interesse, das die Gründung des Netzwerks bedingt. Diese ausschlaggebenden Faktoren können äußerst vielfältig sein und hängen oft mit aktuellen Ereignissen, Bedarfen oder Situationen zusammen. Somit beruhen Netzwerkgründungen in den seltensten Fällen auf lang vergangenen Aspekten, sondern orientieren sich im Regelfall an gegenwärtigen Faktoren.

Es könnte sich zum Beispiel ein Netzwerk aus der Situation heraus gründen, dass in einer Gemeinde ein erhöhter Hilfebedarf in Bezug auf junge Familien festgestellt wird (vgl. Quilling u. a. 2013, 34). Zur Veranschaulichung der Komplexität werden im Folgenden Beispiele aufgezeigt, welche Grundlage für eine Netzwerkgründung sein könnten und mit denen Soziale Arbeit zu tun hat:

- Die regionalen Schulen können den Zuwachs an Schüler*innen nicht mehr bewältigen und es muss eine schnelle und effektive Lösung gefunden werden.
- Es kommt innerhalb einer Gemeinde zu einer starken Bevölkerungszuwanderung, sodass in kurzer Zeit neuer Wohnraum geschaffen werden muss.
- Es besteht in einer Stadt das Interesse der Bevölkerung die sozialen Dienstleistungen zu verbessern.
- Ein Sozialraum soll barrierefrei gestaltet werden, um Menschen mit Beeinträchtigung die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen.

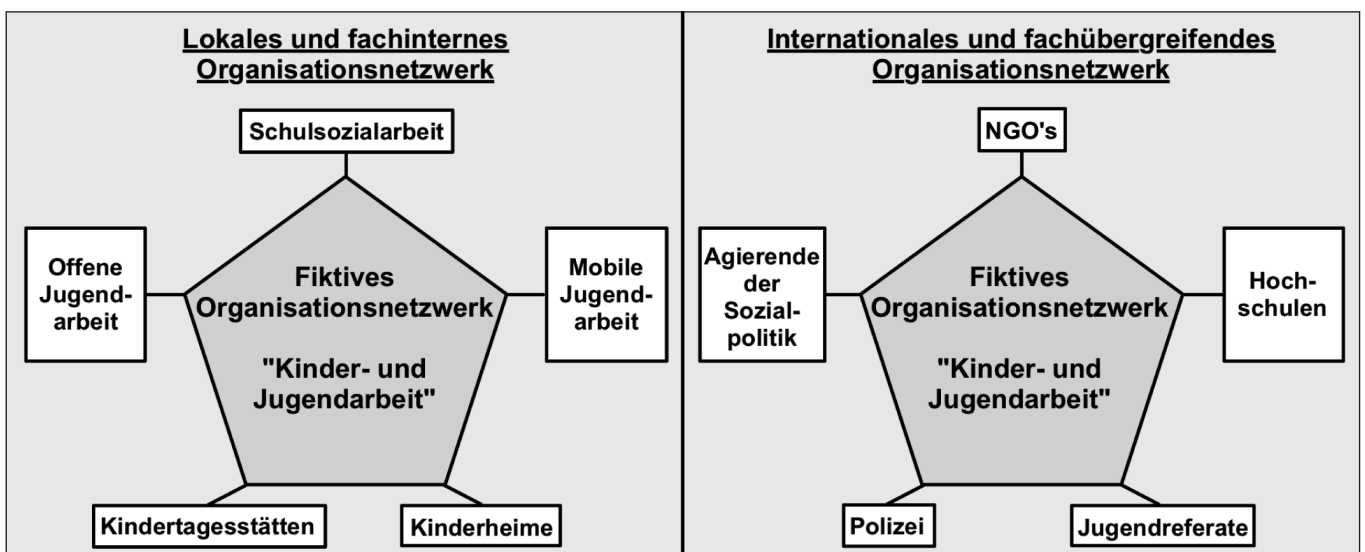


Abbildung 1: Beispiel Typen von Organisationsnetzwerken (Eigene Darstellung)

Schritt 2: Die Suche nach Mitgliedern bzw. Stakeholdern

Nachdem festgelegt wurde, was der Auslöser der Gründung eines Organisationsnetzes ist, müssen die Initiatoren passende Akteure für die Mitwirkung im Netzwerk finden. Um die in Frage kommenden Organisationen zu auswählen, empfiehlt es sich, Fragen zu erarbeiten welche in Verbindung mit der Thematik des Netzwerks stehen (vgl. Quilling u. a. 2013, 35). Anhand dieser Fragen kann dann festgelegt werden, wer für eine Mitwirkung in Frage kommt. Anknüpfend am vorherigen Beispiel könnte der Grund für die Initiierung des Netzwerks erneut sein, dass die Unterstützung junger Familien innerhalb einer Gemeinde gefördert werden soll. So könnten beispielsweise folgende Fragen formuliert werden:

- Welche Einrichtungen arbeiten mit jungen Familien?
- Welche jungen Familien bilden die Zielgruppe und mit wem stehen sie in Kontakt?
- Welche Einrichtungen, die nicht in direktem Kontakt mit jungen Familien stehen, könnten trotzdem von Nutzen für das Netzwerk sein?
- Welche aktuellen Projekte gibt es zur Förderung junger Familien und wer arbeitet in diesen?

Wenn die erarbeiteten Fragen beantwortet wurden, ergibt sich im Regelfall eine Auflistung potentieller Akteure. Diese werden in der Fachliteratur auch als Stakeholder bezeichnet (vgl. Krüger und Krüger 2012, 280). Nachdem diese nun erfasst wurden, sollte priorisiert werden. Hierbei gilt es herauszufinden, welche Organisationen für das neue Netzwerk den größten Nutzen haben könnten. Dazu empfiehlt es sich Richtlinien festzulegen, welche bei der Priorisierung helfen sollen (vgl. Quilling u. a. 2013, 36). Am vorherigen Beispiel orientiert könnten diese sein:

- Die Organisation muss regelmäßig im Kontakt mit jungen Familien stehen.

- Die Organisation muss ihren Hauptfokus der Arbeit mit jungen Familien widmen.

- Die Organisation muss seit mindestens fünf Jahren in der Familienhilfe aktiv sein.

- Die Organisation muss bereits Projekte zum Thema Förderung von jungen Familien durchgeführt haben.

Nachdem auch dieser Schritt abgeschlossen wurde, offenbart sich dem Initiator die nächste Problematik. Die ausgewählten Organisationen müssen davon überzeugt werden, Teil des neuen Netzwerks zu werden. Dies ist unter anderem aus folgendem Grund schwierig: Eine aktive Teilnahme an einem Netzwerk setzt in der Regel einen hohen Zeit- und Personalaufwand voraus, welcher mit einem hohen Ressourceneinsatz gleichzusetzen ist. Gerade in der Sozialen Arbeit gelten Zeit-, und Personalressourcen als sehr begrenzt. Das bedeutet also, dass neben dem Willen einem Organisationsnetzwerk beizutreten, trotzdem noch der Aspekt der verfügbaren Ressourcen beachtet werden muss, bis entschieden werden kann, ob eine Organisation einem Netzwerk beitreten kann oder nicht. Ein Mittel, das sich aus praktischer Sicht, zur Überzeugung der Akteure, als hilfreich erwiesen hat, ist eine sogenannte Kick-Off Veranstaltung bzw. ein Auftaktworkshop (vgl. Quilling u. a. 2013, 44 ff.). Zu dieser werden alle potentiellen Akteure geladen um dort Informationen zum geplanten Vorhaben zu erhalten. Ein großer Vorteil ist hierbei der persönliche Kontakt mit den Organisationen, welcher dazu beitragen kann eventuelle Bedenken zu beseitigen.

Schritt 3: Das Bilden von verlässlichen Strukturen

Nachdem es gelungen ist, die potenziell in Frage kommenden Organisationen von der Teilnahme am Netzwerk zu überzeugen, müssen klare Strukturen gebildet

werden, um die Positionierung der einzelnen Akteure im Netzwerk deutlich zu machen und somit für Sicherheit seitens der Organisationen zu sorgen. Hierzu wird innerhalb des Netzwerkes zunächst eine Steuergruppe gebildet, welche für die Koordination des Netzwerkes zuständig ist. Deren Hauptaufgabe ist es, die im Netzwerk anfallenden Aufgaben je nach individueller Leistungsfähigkeit an die Akteure zu verteilen und deren Durchführung zu kontrollieren (vgl. Gögercin 2015, 97). Bei der Steuergruppe ist es ratsam, jene Akteure zu wählen, welche sich durch ein hohes Maß an Motivation und Zuverlässigkeit von den andern abheben. Dies ist wichtig, da die Steuergruppe das ‚Herz‘ des Organisationsnetzwerkes bildet und unmittelbar an dessen Bestand und fortlaufende Funktion gekoppelt ist (vgl. Quilling u. a. 2013, 22). Akteure, die nicht zur Steuergruppe gehören, tragen zudem meist weniger Verantwortung und zeichnen sich eher durch Ausführung von gemeinsam beschlossenen Aufgaben aus. Nachdem die Organisationen ihren Platz im Netzwerk gefunden haben, sollten die äußeren Strukturen gebildet werden. Es ist zu klären, wo die Netzwerktreffen stattfinden und in welchen Abständen, wie die Kommunikation für alle Akteure gewährleistet werden kann, welche individuellen Bedürfnisse es bezüglich der Treffen gibt, etc.. Sind diese Faktoren nicht geklärt, besteht die Gefahr, dass das Netzwerk zerfällt. Ein weiteres Strukturmerkmal, welches die Arbeit im Netzwerk maßgeblich beeinflusst und insbesondere im Non-Profit Bereich von Relevanz ist, ist die Finanzstruktur. Diese ist gerade dann von Bedeutung, wenn das Organisationsnetzwerk für die Umsetzung finanzielle Mittel benötigt. Falls dies der Fall ist, stellt sich hierbei zunächst die Frage nach der allgemeinen Finanzierung.

- Gibt es Organisationen, welche die nötigen Mittel zur Projektfinanzierung im

Netzwerk haben und bereit sind diese zu investieren?

- Können Fördermittel akquiriert werden?
- Kommen Sponsorings in Frage?
- Kann auf Spenden gehofft werden?

Zudem ist gemeinsam festzulegen, wie die gegebenenfalls zur Verfügung stehenden Finanzmittel eingesetzt werden sollen. Dies ist von Relevanz, da es für ein funktionierendes Netzwerk unabdingbar ist, finanziellen Mittel möglichst effizient einzusetzen und dafür zu sorgen, dass sich keine Organisation benachteiligt fühlt. Abschließend sollten innerhalb des Organisationsnetzwerks auch Formalien bezüglich der allgemeinen Abläufe geschaffen werden, um eine hohe Kontinuität und Einheitlichkeit zu gewährleisten. Es sollte unter anderem beachtet werden, wie das Ein- oder Austreten von Organisationen gehandhabt wird oder welche Methoden zum Einsatz kommen, um festgefahrene interne Meinungsunterschiede zu lösen.

Schritt 4: Das Festlegen von Normen und Zielen

Nachdem im Netzwerk feste Strukturen und Zuständigkeiten existieren, ist es wichtig, sich gemeinsam mit den Akteuren auf Normen und konkrete Ziele zu einigen. Normen spiegeln sich in Organisationsnetzwerken insbesondere aus ethischer und moralischer Sicht wider. Ein Wert, welcher in Netzwerken von hoher Relevanz sein sollte, ist das gegenseitige Vertrauen. Es kann zur Stabilisierung von Netzwerken beitragen. So können die Akteure beispielsweise im Falle einer Verhinderung darauf vertrauen, dass ihre Aufgaben im Netzwerk nicht verloren gehen und die anderen Organisationen sich in Vertretung um diese kümmern. Somit stabilisiert Vertrauen das Organisationsnetzwerk (vgl. Clepin und Kossek 2013, 176). Aber auch andere Normen und Werte sollten im Netzwerk beachtet werden. Somit hat im

Bereich der Sozialen Arbeit in der Regel jede Organisation ein eigenes Leitbild, in dem sich die Werte und Normen der Institution widerspiegeln. Aufgrund dessen ist es nachvollziehbar, dass es im Interesse der Akteure liegt, für die Werte und Normen der eigenen Einrichtung einzustehen. Aus diesem Grund, sollte darauf geachtet werden, Wege zu finden, welche die Grundlagen der teilnehmenden Organisationen vereinen. Ein ebenfalls wichtiger Aspekt ist es, die Ziele des Netzwerks zu definieren. Sie sollten so formuliert werden, dass deren Umsetzung gewährleistet werden kann. Es empfiehlt sich, die Ziele nach der klassischen S.M.A.R.T Methode zu definieren. Sie sollten also spezifisch, messbar, angemessen, relevant und terminiert sein (vgl. Quilling u. a. 2013, 50). So kann bei allen Mitgliedern im Netzwerk das gleiche Verständnis für die Ziele geschaffen werden. Auch können dadurch Missverständnisse minimiert und die Transparenz innerhalb eines Organisationsnetzwerks gesteigert werden. Die genaue Formulierung der Ziele hilft bei Aussagen in Gesprächen mit Dritten, wie beispielsweise Vertretern der Presse.

Schritt 5: Die Planung und Umsetzung von Netzwerkinteressen

Nachdem sich das Netzwerk als Einheit mit Normen, Werten und Zielen gefestigt hat, beginnt im Regelfall die direkte Arbeit am Interesse des Netzwerks. Hierzu werden beispielsweise Projekte ins Leben gerufen. Die Planung solcher Projekte erfolgt oftmals in verschiedenen, sich überschneidenden Phasen. Diese Planungsabschnitte verleihen einem Projekt eine Struktur und zielen darauf ab Transparenz zu schaffen (vgl. Winkelhofer 2005, 14). Die erste Phase des Projekts ist die Planungsphase. In ihr gilt es diverse Fragen zum Projekt zu beantworten. Hier könnten zum Beispiel der Nutzen oder die Kosten des Projekts

hinterfragt werden aber auch der Zeitraum oder die örtlichen Bestimmungen werden in dieser Phase bearbeitet. In der Strukturphase sollte ein Projektplan erstellt werden. In ihm wird insbesondere die Aufgabenverteilung festgehalten. Er gibt somit den genauen Ablauf eines Projektes wieder und zeigt dabei, welche Akteure für welche Abschnitte des Projektes zuständig sind. Bei der Verteilung der Aufgaben erweist es sich als sinnvoll, große Aufgaben in kleine Teilaufgaben zu strukturieren. Auch sollte bei der Projektplanung das Risikomanagement berücksichtigt werden. Dieses hat den Zweck, eventuelle Risiken für das Projekt zu verhindern oder sie nach dem Eintreten zu beobachten und zu bearbeiten (vgl. Quilling u. a. 2013, 91). Es ist folglich für die Identifikation, Analyse und Überwachung von Risiken zuständig. Damit trägt es zur Erhöhung der Projektsicherheit bei. Der nächste wichtige Punkt ist das Projekt-Controlling. Das Controlling kontrolliert Abläufe, generiert Lösungsmöglichkeiten, wägt den Projektverlauf ab und entwickelt Gegensteuerungsmaßnahmen, um ggf. eine Revision der Projektplanung durchzuführen. Somit bildet es die Kontrollinstanz eines Projektes. Am Ende des Projektes steht dann der Projektabschluss. Hier sollten die Fakten des durchgeführten Projektes zusammengetragen und ausgewertet werden. Zudem sollte der Projektverlauf und dessen Ergebnisse verschriftlicht und an die Akteure ausgehändigt werden. (vgl. Bergmann und Garrecht 2016, 241ff.)

Schritt 6: Die gemeinsame Evaluation

Nach jedem Projekt steht dessen Evaluation. Dieser Begriff definiert die systematische und datenbasierte Beschreibung und Bewertung von Programmen, Projekten, Maßnahmen und Materialien in Bezug auf deren Nützlichkeit, Durchführbarkeit, Korrektheit und Genauigkeit (vgl. Quilling u. a. 2013, 122 f.). Im Falle der

Evaluation eines Netzwerks beschäftigt man sich in der Regel mit der sogenannten nutzenfokussierten Evaluation. In dieser steht nicht die Methode oder die Theorie, welche vom Netzwerk genutzt wurde im Vordergrund, sondern vielmehr der Prozess, welcher zum Erreichen des im Voraus festgelegten Zieles verfolgt wurde. Es wird evaluiert, ob der Prozess dem Nutzen des Organisationsnetzwerks gerecht wurde oder ob Optimierungsbedarf besteht (vgl. ebd.). Diese Aufgabe sollte aber keinesfalls unterschätzt werden, da Netzwerke einen sehr komplexen und nur schwer abgrenzbaren Evaluationsgegenstand darstellen (vgl. Milz, Meier und Stock 2010, 75). Bevor ein Netzwerk evaluiert werden kann, muss geklärt werden, in welcher Form die Evaluation erfolgen soll. Zunächst stellt sich hierbei die Frage, ob die Evaluation durch das Netzwerk selbst (Selbstevaluation) oder durch einen externen Experten (Fremdevaluation) durchgeführt werden soll. Die Selbstevaluation bietet hierbei den Vorteil, dass die Akteure das Netzwerk und seine Akteure genau kennen und somit „sehr nah“ am Geschehen evaluieren können. Durch deren aktive Teilnahme am Projekt sind für sie auch die einzelnen Prozesse des Netzwerks leichter verständlich als für externe Prüfer. Die Fremdevaluation hingegen bietet den Vorteil, dass eine unabhängige Beurteilung gewährleistet werden kann, die nicht von Emotionen oder ähnlichem beeinflusst wird (vgl. Quilling u. a. 2013, 123 f.). Die nächste Frage, die sich stellt, ist, ob die Evaluation formativ oder summativ ausgelegt werden soll. Bei einer formativen Evaluation wird lediglich ein Vorher-Nachher-Vergleich getätigt. In ihm werden die Daten vor dem Wirken des Netzwerks mit den veränderten Daten nach dem Wirken des Netzwerks verglichen. Die summative Evaluation hingegen, nimmt eine gestaltende und begleitende Rolle ein. In Ihr werden schon

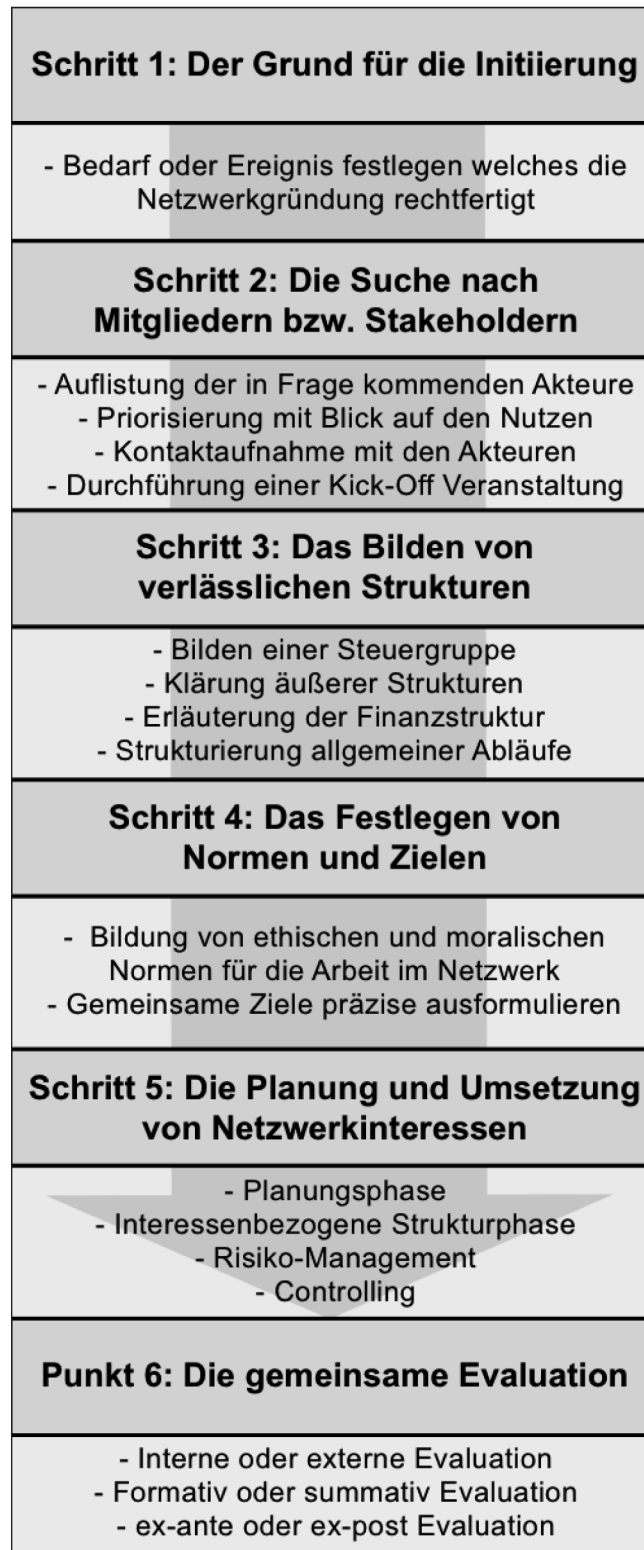


Abbildung 2 - Prozess der Initiierung und Gestaltung von Organisationsnetzwerken (Eigene Darstellung)

während des Projekts Fragen gestellt, die den Prozessablauf optimieren sollen. Beispielsweise ‚Sind alle Akteure am Projekt beteiligt?‘ oder ‚Welche Hindernisse zeigen sich bei der Umsetzung?‘ (vgl. Quilling u. a. 2013, 124 f.). Die dritte Frage ist die, ob es eine ex-ante oder eine ex-post Evaluation geben soll. Die ex-ante Evaluation beschäftigt sich im Voraus mit einem Netzwerk. Hierbei wird evaluiert in welcher Form das Netzwerk und seine Strukturen noch Mängel aufweisen. Sie beschäftigt sich mit dem Nutzen, der Finanzierbarkeit und dem Bedarf eines Projekts. Die ex-post Evaluation hingegen wird nach einem Projekt angesetzt. Hierbei werden die festgelegten Ziele auf deren Einhaltung überprüft oder es wird kontrolliert, ob alle Richtlinien eingehalten wurden (vgl. Quilling u. a. 2013, 125 f.). Werden all diese Faktoren berücksichtigt und sinnvoll eingesetzt, kann dies zu weitreichenden Ergebnissen in Bezug auf die Arbeit des Organisationsnetzwerkes führen. In Abbildung 2 sind die Schritte des Gestaltungsprozess zusammenfassend dargestellt.

Herausforderungen bei der Arbeit in Organisationsnetzwerken

Nachdem die einzelnen Schritte der Netzwerkgründung erläutert wurden, könnte die Meinung aufkommen, dass Organisationsnetzwerke bei richtiger Initiierung und Gestaltung ein Instrument sind, welches viele Vorteile bietet und langfristige Erfolge verspricht. Doch hier ist Vorsicht geboten, denn auch nach einer erfolgreichen Gründung und ersten positiven Resonanzen birgt ein Organisationsnetzwerk noch viele Schwierigkeiten, die es zu beachten gilt. Im Folgenden werden vier Typen von Herausforderungen in Netzwerken aufgelistet, die sich häufig in der Praxis bemerkbar machen und, die es zu vermeiden gilt. Um diese einfach und realitätsnah darzustellen werden kurze Beispiele genutzt, welche in der Arbeit im

Netzwerk in dieser oder ähnlicher Form auftauchen könnten. Die Beispiele beruhen hierbei auf beruflichen Erfahrungen des Autors, welche er im praktischen Alltag der Netzwerkarbeit kennengelernt hat und sollten daher nicht als empirisch belegt betrachtet werden.

Das inaktive Netzwerk

„Frau Müller ist Angestellte bei einem Jugendhilfeträger und ärgert sich. Vor knapp zwei Jahren ist sie zusammen mit einigen ihrer Kollegen in das lokale Organisationsnetzwerk „Eine Stimme für die Jugend“ eingetreten. Damals waren sie und die anderen Akteure des Netzwerks Feuer und Flamme für dieses Netzwerk und haben viel Arbeit investiert um ihre Ziele zu erreichen. Die Rückmeldungen damals waren auf allen Ebenen sehr gut und sogar die Bürgermeisterin hat das Netzwerk in ihrer Jahresansprache gelobt. Doch seit einigen Monaten geht im Netzwerk irgendwie gar nichts mehr. Es ist wie eingeschlafen und es macht den Eindruck, als würde sich keiner so richtig verantwortlich fühlen, es aufzuwecken. Frau Müller würde das ja gerne ändern, ist aber selbst sehr stark in die tägliche Arbeit eingespannt und hat deshalb keine Zeit.“

Es wird deutlich, dass stets darauf zu achten ist, dass in einem Organisationsnetzwerk klare Aufgaben verteilt sind. So fehlt hier beispielsweise eine Steuergruppe, die das Netzwerk auch in schleppenden Zeiten zusammenhält und motiviert zu agieren.

Das teil-aktive Netzwerk

„Herr Maier ist Leiter einer großen Einrichtung für Menschen mit Beeinträchtigung und zudem in der Steuergruppe des Organisationsnetzwerks „Wir helfen, wo Hilfe gebraucht wird“ das Netzwerk, so findet Herr Maier, macht eine wirklich tolle Arbeit. Allerdings sind es irgendwie immer dieselben vier Leute die Projekte

vorschlagen, umsetzen und evaluieren. Der Rest ist zwar bei den Sitzungen anwesend aber hat keine Ressourcen um zu helfen. Herr Maier nervt das denn er merkt, dass manche der Akteure keine Lust haben und nur für die Butterbrezeln kommen, von denen es immer reichlich gibt.“

In diesem Beispiel wird die Arbeit im Netzwerk auf einige wenige abgewälzt, die motiviert sind. Die restlichen Akteure hingegen lehnen sich zurück. In diesem Fall wäre es ratsam, den Akteuren die Situation zu verdeutlichen und im Notfall das Netzwerk zu verkleinern.

Ein Netzwerk voller Egoisten

„Frau Schmidt macht ihren Bundesfreiwilligendienst bei einer Suchtberatungsstelle. Im Rahmen ihrer Aktivitäten darf sie regelmäßig mit ihrer hauptamtlichen Kollegin an den Netzwerktreffen des „Wir-schaffen-das!-Netzwerks“ teilnehmen. Dabei fällt ihr auf, dass die Leute dort zwar tolle Ideen haben aber keiner bereit ist einen Kompromiss einzugehen. Jeder hält seine eigenen Ideen für die besten und möchte sie genauso umgesetzt sehen. Sie war jetzt schon an vier Treffen dabei und es war immer das gleiche.“

In diesem Beispiel zeigt, sich wie wichtig die gemeinsamen Strukturen sind und wie wichtig es ist, dass Kompromissbereitschaft herrscht. In diesem Fall könnte die Steuergruppe über die Belange der einzelnen Akteure entscheiden und somit festlegen was getan wird und was nicht.

Ein Netzwerk für die Zeitung

„Herr Käfer ist in der mobilen Jugendarbeit tätig und sitzt zudem einmal im Monat im „Von der Straße ins Leben“ Netzwerk. Wenn Herr Käfer ehrlich ist weiß er zwar, dass dabei nicht so viel rumkommt und keine wirklichen Veränderungen bewirkt werden. Aber er weiß auch, dass die Presse in seinem Ort

dieses Netzwerk total klasse findet und immer froh ist es abzulichten. Deshalb lädt Herr Käfer regelmäßig Jugendliche zum Netzwerk treffen ein. Die sitzen dann oft rum und haben eigentlich weder einen Plan noch wirklich Lust. Aber fürs Foto rückt Herr Käfer mit allen nah zusammen und posiert voller Stolz. Seine Chefin lobt ihn regelmäßig, wenn sie sein strahlendes Gesicht in der Lokalpresse sieht. Hauptsache Öffentlichkeitswirksam denkt sich Herr Käfer.“

In diesem Beispiel wird deutlich, dass Netzwerke als medienwirksame Werkzeuge missbraucht werden können und lediglich dazu beitragen sollen eine positive Außenwirkung zu erzielen. In diesem Fall wäre es sinnvoll eine externe Evaluation vornehmen zu lassen, um durch eine dritte Person zu beurteilen wie und ob das Netzwerk funktioniert.

Fazit

Organisationsnetzwerke im Rahmen der Sozialen Arbeit bieten in der sich immer weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft die Möglichkeit, Ressourcen zu bündeln, Synergieeffekte zu erzeugen, komplexe und vielfältige Problemlagen zu lösen, Wissen zu transferieren, Vertrauen zu stärken, Aktivitäten zu koordinieren und gewinnbringende Resultate zugunsten von Akteuren und Klienten zu erzeugen. Allerdings stellen ihre Initiierung, Gestaltung und Evaluation einen nicht zu unterschätzenden Aufwand dar, welcher mit höchster Sorgfalt bearbeitet werden sollte. Denn auch wenn Organisationsnetzwerke als sinnvolles Werkzeug der Sozialen Arbeit bezeichnet werden können, beinhalten sie Problematiken über deren Auswirkung man informiert sein sollte. Sie bieten - bei richtiger Anwendung und Organisation - die Möglichkeit über das eigene Arbeitsfeld hinweg positive Wirkungen zu erzeugen.

Literatur

Bergmann Rainer, Garrecht Martin (2016): Organisation und Projektmanagement. 2. Auflage Berlin, Heidelberg: Springer Verlag.

Cleppin Georg, Kosselek Tobias (2013): Vertrauen in Netzwerke(n). In: Netzwerke und Soziale Arbeit - Theorien, Methoden, Anwendungen., herausgegeben von Fischer Jörg, Kosellek Tobias. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Galuske Michael (2007): Methoden der Sozialen Arbeit: eine Einführung. 7. ergänzte Auflage. Grundlagentexte Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Weinheim: Juventa.

Gögercin Süleyman (2015): Netzwerkarbeit in der Prävention von Wohnungslosigkeit. In: Beiträge aus der Fakultät Sozialwesen, herausgegeben von Süleyman Gögercin, Hochenbleicher-Schwarz Anton. 40 Jahre Duales Studium, Festschrift ; Band 2. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.

Gögercin Süleyman, Teubert Anja (2018): Professionelle ‚sozialarbeiterische Netzwerkarbeit‘ zur Steuerung sozialer Dienstleistungen für geflüchtete Menschen. In: Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft: Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, herausgegeben von Blank Beate, Gögercin Süleyman, Teubert Anja, Schramkowski Barbara. Wiesbaden: Springer VS.

Hinte Wolfgang (2007): Soziale Arbeit in einem Bürgerkrieg, der nicht geführt wird. In: Bürgerschaftlichkeit und Professionalität, herausgegeben von Hering Sabine. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Krüger Rolf, Krüger Nina (2012): Kooperationspartner, Netzwerke, Stakeholder im Bereich der Elternarbeit. In: Erziehungs- und Bildungspartnerschaften, herausgegeben von Stange Walde-
mar, Krüger Rolf, Henschel Angelika, Schmitt Christof. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Milz, Simone, Meier Sabine, Stock Chantal (2010): Evaluation von Netzwerken: Als Beispiel der Arbeitskreis Gesundheitsfördernde Hochschulen. Prävention und Gesundheitsförderung 5 (2): 75-81.

Müller, Klaus-Dieter (2013): Erfolgreich Denken und Arbeiten in Netzwerken: Networking als Kulturtechnik. Wiesbaden: Springer VS.

Quilling, Eike, Nicolini Hans, Graf Christine, Starke Dagmar. (2013): Praxiswissen Netzwerkarbeit - Gemeinnützige Netzwerke erfolgreich gestalten. Wiesbaden: Springer VS.

Steffen, Birgit (2006): Gegen Armut und Ausgrenzung - Eine qualitative Studie europäischer Netzwerkarbeit. Berlin: Freie Universität Berlin.

Winkelhofer, Georg (2005): Management- und Projekt-Methoden: ein Leitfaden für IT, Organisation und Unternehmensentwicklung. 3. vollständig überarbeitete Auflage. Berlin: Springer.

Autor



Lars Lucas, Jg. 1990, seit 2018 Studierender im Masterstudiengang Bildung und Soziale Arbeit der Universität Siegen, davor Bachelorabschluss Soziale Arbeit: Netzwerk- und Sozialraumarbeit an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg in Villingen-Schwenningen. Seine Themen- bzw. Interessenschwerpunkte sind: Kinder- und Jugendarbeit, Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigung, Betriebliche Sozialarbeit und Soziale Arbeit in China.

Anja Teubert

Professionelle Netzwerkarbeit für den Aufbau regionaler Schutzkonzepte bei sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche

Sexualisierte Gewalt ist ein gesamtgesellschaftliches Thema, dem daher wirksam nur kooperativ auf einer breiten gesellschaftlichen Basis begegnet werden kann. Daher plädiere ich unter anderem dafür, standardisiert, mit entsprechenden Ressourcen und Kompetenzen ausgestattete Netzwerkarbeit im sozialen Unterstützungssystem regional zu installieren. Damit schließen sich Verantwortliche zusammen, Politik positioniert sich und fachliche Qualität bezogen auf den Umgang mit sexualisierter Gewalt in pädagogischen Kontexten und auf der Ebene des Kinderschutzes kann sich verbessern.

Sexualisierte Gewalt gegen Kinder ist kein seltenes Phänomen. Inzwischen hat sich hier insbesondere auch durch die Möglichkeiten der Digitalisierung ein ‚Markt‘ etabliert, wie folgendes Beispiel zeigt:

„Und dann gab es [im Darknet] insbesondere die Kategorien unterteilt nach Alter und Geschlechtsbereichen in denen das kinderpornografische Material abrufbar war, [...] Wenn man jetzt den Präfe-

renzbereich bei Mädchen hat und dann einen bestimmten Altersbereich wie beispielsweise null bis fünf Jahre, also ‘Babys and Toddlers’, ‚Babys und Kleinkinder‘, dann wäre man hier fündig geworden. ‚Pre-teen hardcore‘, ‚pre-teen softcore‘, ‚nudism‘, ‚cam‘ oder ‚fetish‘ - jede nur erdenkliche Perversion bot die deutsche Tauschbörse - hochgeladen von weltweit rund 100.000 Nutzern“ - so Julia Bussweiler, leitende Staatsanwältin im so genannten Elysium Fall zitiert im Deutschlandfunk im Mai 2019 (vgl. Smiljanic 2019). Die Medien berichten immer wieder von Fällen sexualisierter Gewalt. Sie ermutigen damit Betroffene, sich Unterstützung zu holen. Es ist, so die Erfahrung vieler Mitarbeitender von Fachberatungsstellen, weniger das soziale Sicherungssystem das die Thematik offen benennt, es sind eher die Medien, die dazu ermutigen, über die erlebte Gewalt zu sprechen. Die Kriminalstatistik, die nichts über die tatsächliche Zahl der Betroffenen aussagt, berichtet 2018 von im Durchschnitt 40 Kindern pro Tag, die sexualisierte Gewalt erfahren

haben. Dazu kommen 7449 Kinder, die im gleichen Jahr zur Herstellung pornografischen Materials benutzt wurden (Becker 2019). Über das Dunkelfeld können wir nur spekulieren. Rörig, der von der Bundesregierung bestellte Unabhängige Beauftragte für Fragen bei sexuellem Kindesmissbrauch (UBSKM) geht von mindestens einem Kind pro Schulklasse in Deutschland aus (vgl. Beck 2018, 1). Sexualisierte Gewalt ist eine Form der direkten Gewalt, bei der Menschen eigene Bedürfnisse nach Macht, Anerkennung, Körperkontakt, Intimität, sexueller Befriedigung, gegen den Willen und auf Kosten der körperlichen und seelischen Integrität eines anderen Menschen befriedigen (vgl. Teubert 2014). Der Nährboden für sexualisierte Gewalt liegt in der Art, wie wir sie gesellschaftlich betrachten und in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Je größer der Anteil der Menschen ist, die direkte und/oder strukturelle Gewalt legitimieren oder gar verherrlichen, indem sie verschleiern oder beschönigt wird, desto größer ist der Einfluss auf die Wertvorstellungen

und Bedeutungszuschreibungen solcher Gewaltformen. Und das führt zu einer Form der kulturellen Gewalt, die letztlich erschwert, Menschen vor sexualisierter Gewalt zu schützen. Hier handelt es sich um Kriterienprobleme, die aufgrund von Ausstattungs- Austausch- und Machtproblemen entstehen, die dazu führen können, dass Menschen sich als wertlos und wenig selbstwirksam empfinden. Dies erhöht u. a. die Gefahr, Opfer (sexualisierter) Gewalt zu werden.

vermutlich hatte und hat er Recht. Wenn wir sie ignorieren, obwohl wir derzeit fast täglich in den Medien davon hören und lesen, können wir von einer „Kultur der sexualisierten Gewalt“ sprechen. Sozialarbeitende, (Kinder)-Ärzt*innen und andere in pädagogischen Kontexten tätige Fachkräfte scheinen ihren, durch die jeweilige Profession gegebenen Auftrag des Kinderschutzes, in Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt nicht in angemessener Konsequenz nachkommen zu kön-

Auch wenn es immer mehr pädagogische Einrichtungen gibt, die Schutzkonzepte vorweisen, so stellt sich die Frage, inwieweit diese wirklich ‚gelebt‘ und nicht nur auf dem Papier oder der Homepage vorhanden sind. Meiner Erfahrung und Beobachtung nach fehlen neben fachlichen Standards der kontinuierlichen Selbstreflexion und Arbeit nach handlungsleitenden Prinzipien (die, so muss ich selbstkritisch anmerken, auch durch das Studium gesetzt werden müssen), oft auch noch professionelle Vernetzungsstrukturen. Diese dienen als Fachcontrolling¹, um endlich das Vorhandensein von Machtstrukturen in pädagogischen Kontext zugunsten des Kinderschutzes sichtbar zu machen und damit aufzubrechen. Dazu werden Fachkräfte benötigt, die sich explizit mit Macht und der eigenen Betroffenheit im jeweiligen Fallkontext auseinandersetzen wollen und Einrichtungen, die Strukturen schaffen, um dies zu unterstützen.

So kann die Kultur der Gewalt sukzessive durch professionelle Netzwerkarbeit verändert werden und damit nachhaltiger präventiv wirken. Es geht darum, langfristig und konsequent der Gewalt den Nährboden zu entziehen. Da pädagogische Einrichtungen, wie Kindertagesstätten, Horte, Schulen und Freizeiteinrichtungen einen großen Teil der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen in Deutschland ausmachen, sind diese gemeinsam mit den Jugendämtern in der Verantwortung². Den Aufbau der Netzwerke und deren Moderation liegt in der Initiative der kommunal zuständigen Jugendämter, die mit der Netzwerkarbeit gleichzeitig fachliche Standards in der Region verbessert:

1. Jedes Jugendamt muss mit regional ansässigen Spezialisierten Fachberatungsstellen zusammenarbeiten, damit gewährleistet ist, dass sich eine unabhän-

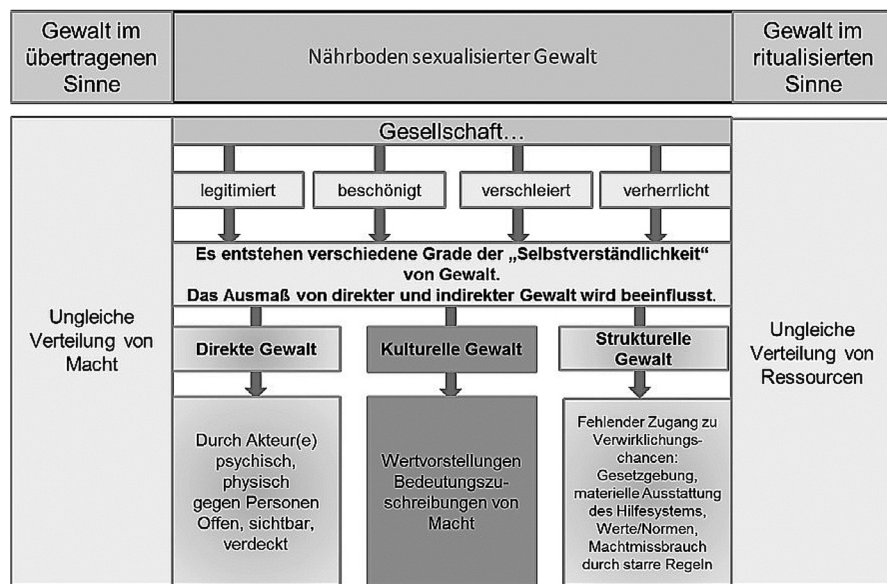


Abbildung 1: Nährboden sexualisierter Gewalt (Teubert 2019 angelehnt an Imbusch 2000)

Wenn wir konsequent präventiv wirken wollen, geht es darum, strukturelle, kulturelle und direkte Gewalt zu minimieren. Dass dies nicht allein in der Verantwortung des sozialen Unterstützungssystems ist, liegt auf der Hand. Pädagogische Einrichtungen und Jugendämter alleine können Kinder nicht vor sexualisierter Gewalt schützen. Aber sie sind in der fachlichen Verantwortung, sich explizit und konsequent mit der Thematik zu beschäftigen. „Gewalt lebt davon, dass sie von den Anständigen nicht für möglich gehalten wird“, sagte schon Sartre. Und

nen. Das liegt vermutlich unter anderem daran, dass die Thematik nicht zu den curricularen Inhalten der meisten pädagogischen, medizinischen und juristischen Universitäten, Hoch- oder Fachschulen gehört. Außerdem ist zu vermuten, dass wir unter den Fachkräften von sexualisierter Gewalt Betroffene finden, die sich aus Selbstschutz nicht mit der Thematik beschäftigen können und wollen. Zudem gibt es nur wenige staatlich finanzierte und ausreichend gut ausgestattete Fachberatungsstellen (vgl. bff 2017, 4; Kavemann/Rothkegel/Helfferich, 2012).

gige Stelle mit den Fällen beschäftigt. Dazu muss die Finanzierung der Beratungsstellen sichergestellt sein.

2. Die auf sexualisierte Gewalt spezialisierten Fachberatungsstellen (je nach Größe der Kommune) müssen entsprechend ausgestattet sein und über die notwendigen Kompetenzen verfügen. Dabei unterstützt die Bundeskoordinierungsstelle Spezialisierter Fachberatungsstellen³.

3. Es ist sicher zu stellen, dass institutionelle Schutzkonzepte vor sexualisierter Gewalt in allen pädagogischen Einrichtungen einer Kommune/Region implementiert sind und die Ressourcen vorhanden sind, diese auch zu ‚leben‘⁴.

4. Die (Weiter)-Entwicklung von Qualitätsstandards in den pädagogischen Einrichtungen und in den Jugendämtern, die zum Schutz vor und zur Aufdeckung von sexualisierter Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen notwendig sind, muss laufend erfolgen (vgl. Teubert 2018, 2).

Der fachliche Austausch mit dem Ziel der Vereinbarung klarer Vorgehensweisen bezogen auf die Weitergabe von Informationen und die Definition der Rollen der Beteiligten im jeweiligen ‚Fall‘ erfolgt unter Einbeziehung aller. Das Vorstellen der Implementierung und Gestaltung von Schutzkonzepten, das Besprechen von ‚Fällen‘ und der Erfahrungsaustausch im Umgang mit der Thematik in den jeweiligen Kontexten stellen ein fachlich-reflexives Fachcontrolling dar, bei der es keine hierarchischen Positionen, sondern lediglich eine gute Moderation geben sollte.

Was ist professionelle ‚sozialarbeiterische Netzwerkarbeit‘?

Die professionsethische Leitlinie Sozialer Arbeit liegt in der Ermöglichung eines selbstbestimmten und gelingenden All-

tags der Menschen (vgl. Thiersch 1986). Allein die konsequente Verfolgung dieses Ziels stellt schon auf individueller Ebene die Stärkung eines Schutzfaktors vor Gewalt dar. Die einzelfallbezogene Netzwerkarbeit richtet ihren Fokus auf die Stärkung vorhandener Ressourcen, die insbesondere im Fall von erlebter sexualisierter Gewalt von besonderer Bedeutung ist. So werden Empowermentprozesse gefördert und bestehende primäre oder auch sekundäre Netzwerke genutzt und ggf. erweitert (vgl. Teubert/Gögercin 2018, 388).⁵ Netzwerke stellen grundsätzlich eine Ressource im Zusammenhang mit der Entwicklung persönlicher und gesellschaftlicher Prozesse. ‚Intuitiv vernetzen sich Adressat*innen und auch Fachkräfte Sozialer Arbeit, um Unterstützung zu generieren‘ (ebd., 390).

Für die Steuerung Sozialer Arbeit werden professionelle Netzwerke strategisch genutzt. Den Kern dieser eigenständigen Form der Interaktion bilden die Prämissen einer vertrauensvollen Kooperation autonomer, interdependenter Beteiligter (vgl. Steffens 2005). Einzelfallunspezifisch organisieren sich ‚Sozialarbeiterische Netzwerker_innen‘ (Teubert/Gögercin 2018, 390) in Kommunikations- und Organisationsnetzwerken. In der einzelfallspezifischen Arbeit mit den Menschen unterstützen sie den Aufbau von Bewegungsnetzwerken (vgl. ebd.). Ein bekanntes Bewegungsnetzwerk im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt stellt die #Metoo# - Kampagne dar. Der Betroffenenrat des UBSKM kann ebenso als Bewegungsnetzwerk bezeichnet werden: Erfahrungsexpert*innen tun sich zusammen, um sich für das Erreichen gemeinsamer Ziele einzusetzen. Insbesondere im Themenfeld der sexualisierten Gewalt haben diese unterschiedlichen Gruppen bereits einiges weiterentwickelt. Eine der aktuellsten Veränderungen, die beispielsweise der Betroffenenrat erreicht hat, ist die Auf-

nahme von organisierter sexualisierter und ritueller Gewalt als weitere offizielle Form sexualisierter Gewalt⁶. Bewegungsnetzwerke haben daher für die Prävention und den direkten Schutz von gewaltbetroffenen Kindern und Jugendlichen eine hohe Bedeutung. Erst seit dem Einrichten der Stelle des Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs wurde auf Bundesebene eine Institution geschaffen, die den Erfahrungsexpert*innen einen Raum gibt und die Erkenntnisse aus diesem Bewegungsnetzwerk in Politik und Gesamtgesellschaft einbringt. Hier setzt die Bundesregierung also an den Strukturen an und erreicht, dass Fach- und Erfahrungsexpert*innen den entsprechenden Raum erhalten, Einfluss auf die ‚Kultur der sexualisierten Gewalt‘ (Abbildung 1) zu nehmen. Die daraus generierte Expertise ist allen zugänglich im Internet zu finden und wird durch Forschung⁷ und Austausch in einem Kommunikationsnetzwerk auf Bundesebene weiter entwickelt. Vom Bund geförderte Praxisprojekte werden realisiert, evaluiert und ebenfalls in Netzwerken der beteiligten Partnerorganisationen im Hinblick auf Nachhaltigkeit diskutiert. Hier entstehen bundesweit Kommunikationsnetzwerke, die zur Qualitätsentwicklung in Hinblick auf den Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexualisierter Gewalt beitragen⁸.

Damit die Ergebnisse dieser Arbeit auf Bundesebene nun auch beim einzelnen Kind ankommen, ist der Aufbau von regionalen Netzwerken von Bedeutung. Der Landkreis Reutlingen kann für Baden-Württemberg als Beispiel-Landkreis herangezogen werden. Hier wurden im Jugendamt und auf politischer Ebene die Herausforderungen und Lücken im System erkannt. Der Kreistag hat sich in einer Sitzung explizit für das regionale Schutzkonzept ausgesprochen und Mittel für die Vernetzungsarbeit bereitgestellt.

Die seit 25 Jahren im Landkreis tätige aus der Selbsthilfe entstandene Fachberatungsstelle, bietet aus Eigeninitiative Beratung und Prävention zum Thema sexualisierter Gewalt. Die Stellen waren bis dahin nicht sicher finanziert, Spenden- und Projektfinanzierung beanspruchten einen nicht unerheblichen Teil der zeitlichen Ressourcen des Teams. Im Landkreis gibt es eine ganze Liste von Stellen, die ebenfalls mit Menschen arbeiten, die sexualisierte Gewalt erfahren haben. Die Qualität und Intensität der Arbeit zu dem Thema hängt jeweils von den dort tätigen Fachkräften ab. Es ist also eher zufällig, ob eine entsprechende Expertise vorhanden ist oder nicht. Einen expliziten Auftrag, Kinder und Jugendliche vor sexualisierter Gewalt zu schützen, hatte außer dem Jugendamt, das qua Gesetz einen Schutzauftrag hat, niemand. Aber auch dort gab es keine Expert*innen zur Thematik.

Mit der Finanzierung von spezialisierten Fachberatungsstellen alleine, können Kommunen aber dem Schutzauftrag nicht gerecht werden. Dem Landkreis wurde klar, dass die entsprechende Sensibilisierung im Umgang mit und bei der Aufdeckung von sexualisierter Gewalt nachhaltig in allen pädagogischen Kontexten, in denen Kinder sich aufhalten, gewährleistet sein muss. Das geschieht nun einmal dadurch, dass alle Einrichtungen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, ein Schutzkonzept erarbeiten und in dem Zusammenhang eine explizite Kooperation mit der im Sozialraum tätigen spezialisierten Fachberatungsstelle eingehen. Von Seiten des Jugendamts gilt es, ein Organisationsnetzwerk aufzubauen und zu pflegen, um die Qualität der Maßnahmen zum Schutz vor sexualisierter Gewalt kooperativ zu sichern und hier in einen nachhaltigen fachlichen Reflexionsprozess einzusteigen.

Was ist ein Organisationsnetzwerk zur Thematik der sexualisierten Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen?

Der Aufbau eines Organisationsnetzwerks zielt auf die Verbesserung der internen Fachpraxis aller beteiligten Institutionen ab. Alle pädagogischen Einrichtungen eines Landkreises, wie Kitas, Schulen, Jugendtreffs, Jugendhilfeeinrichtungen für Kinder und Jugendliche mit und ohne nach dem SGB IX definierten Behinderungen setzen sich zum Ziel, gemeinsam einen fachlichen Standard zu erreichen, der sowohl das Fachwissen als auch die gewaltverhindernden Strukturen (ausführlich in Pöter/Wazlawik 2018) beinhaltet. Dazu gehören explizit vereinbarte Wege der Zusammenarbeit mit der spezialisierten Fachberatungsstelle⁹ und dem Jugendamt als kinderschutzzuständige Institution. Es gilt, hier gemeinsam die Bedeutung einer zuverlässigen Zusammenarbeit zur Reflexion von Fällen herauszuarbeiten. Wichtig ist es insbesondere, Wege zu finden, wie mit Fachkräften umgegangen wird, die sich der Thematik verschließen. Es ist wichtig, die Arbeit im Netzwerk gut vorzubereiten und die Anliegen und Befürchtungen der Beteiligten ernst zu nehmen und zu thematisieren. Denn die Identifikation mit dem Netzwerk ist in hohem Maße bedeutsam für das gemeinsame Entwickeln eines fachlich-reflexiven Handlungskonzepts in Bezug auf die herausfordernde Thematik der sexualisierten Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen.

„Gelingt es, hierbei enge Kooperationen, verbindliche und transparente Verfahren zu vereinbaren, trägt das zu einer enormen Verbesserung der Fachpraxis und damit auch zur Qualitätssicherung bei. Ein Ergebnis der Zusammenarbeit in Organisationsnetzwerken kann das Implementieren von systemischen Case-Management-Prozessen (Kleve et al. 2011) und die Entwicklung von gemeinsamen

fallübergreifenden Angeboten sein“ (Teubert/Gögercin 2018, 395).

Was ist ein Kommunikationsnetzwerk?

Um einen gemeinsamen Weg der Zusammenarbeit zur Thematik in einer Region zu finden, bietet sich zunächst der Aufbau eines zeitlich begrenzt zu installierenden Kommunikationsnetzwerks an. Es ist zu empfehlen, hierzu ein bestehendes Netzwerk, wie das der frühen Hilfen, zu nutzen. Dabei geht es um die Wertschätzung und das Herausstellen von bereits vorhandener Expertise in der Region. Ein strukturierter Austausch über die jeweiligen Aufgaben in Zusammenhang mit der Thematik, die beobachtete und notwendige Haltung, über erprobte Verfahren und vorhandenes Wissen führt zur Darstellung der Situation in der Region. Von dieser Situation ausgehend erfolgt dann der Aufbau einer längerfristig angelegten Zusammenarbeit in Organisationsnetzwerken. (s. Abb. 2 nächste Seite)

Ein Steuerungs- und Moderationsgremium, bestehend aus Fachkräften des Jugendamts und der Fachberatungsstelle, verabredet den Aufbau des Netzwerks, tauscht sich über vorhandenes Wissen, Nicht-Wissen und die Herausforderungen und Chancen der Zusammenarbeit aus. So wird eine Grundlage für den Aufbau geschaffen. Die gemeinsame Sprache, die Rollen im Netzwerk und die Entwicklung einer für die spezielle Thematik notwendigen machtsensible Haltung und einen grenzachtenden, klaren Umgang werden von diesem Gremium partizipativ mit den Teilnehmenden vereinbart und gepflegt.

Das explizite Entwickeln von fachlich-reflexiven Handlungskonzepten mit allen für den Schutz von Kindern und Jugendlichen Verantwortlichen soll seine Wirkung in die pädagogischen Einrichtungen entfalten. Es ist davon auszugehen, dass Fachkräfte sich aus eigener Betroffenheit

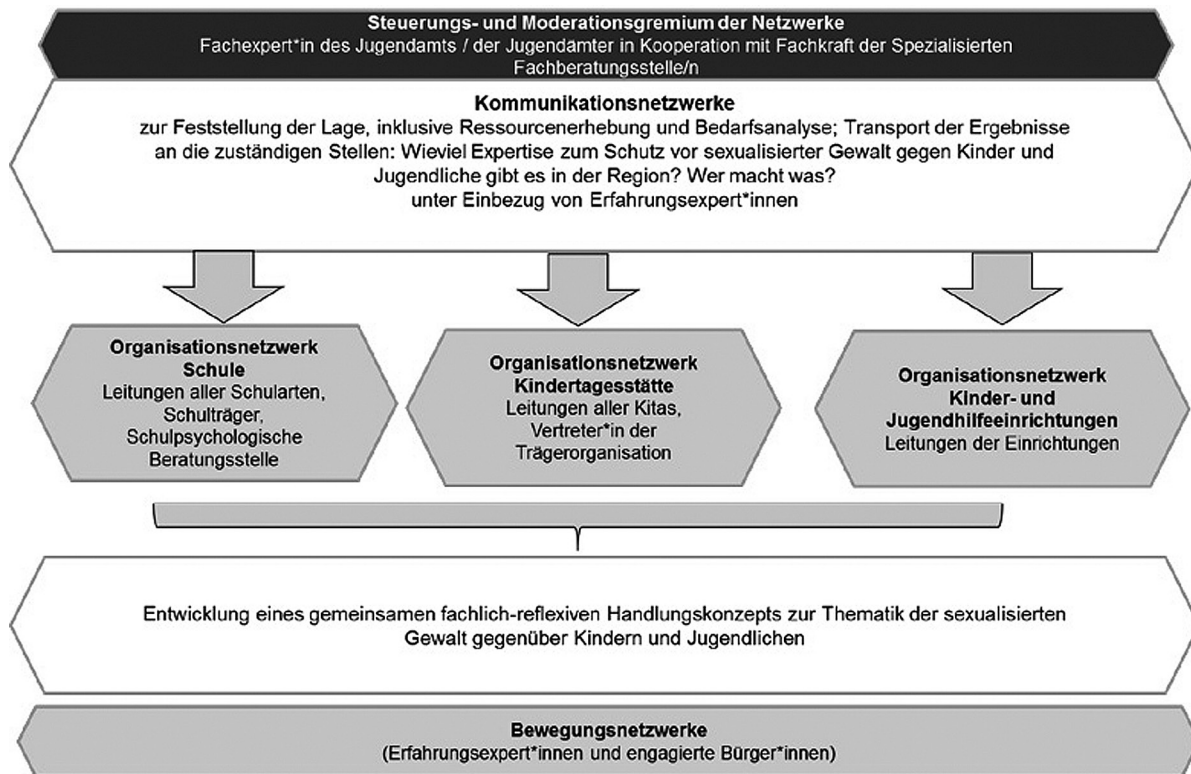


Abbildung 2: regionale Netzwerke zum Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexualisierter Gewalt (Teubert 2019)

oder anderen Gründen der Thematik entziehen wollen. Eine Reflexion dazu, das Entwickeln individueller oder auch gemeinsamer Wege des Umgangs mit derartigen Herausforderungen, soll zu einer weiteren Enttabuisierung sexualisierter Gewalt führen und zum Aufdecken von strukturellen und individuellen Risikofaktoren. Wichtig ist in dem Zusammenhang auch immer wieder, die eigene Rolle und die handlungsleitenden Prinzipien Sozialer Arbeit zu reflektieren. Das kann zu einer fachlichen Qualität führen, die der Bedeutung des Kinderschutzes insgesamt angemessen ist.

sei alles in Ordnung, bleiben wir an der Stelle, an der wir derzeit sind und legitimieren so sexualisierte Gewalt in Kontexten, die eigentlich Schutz für Kinder und Jugendliche bieten müssten.

Ein offener Umgang mit dem Nährboden von Gewalt in pädagogischen und gesamtgesellschaftlichen Kontexten kann zudem erfahrungsgemäß zu Veränderungen führen. Wenn wir weiter so tun, als

Anmerkungen

¹ Hier ist ein Fachcontrolling gemeint, bei dem ein offener Umgang mit den auch persönlichen Herausforderungen mit der Thematik entsteht, bei dem gegenseitig darauf geachtet wird, dass der Kinderschutz im Vordergrund steht und die eigene Betroffenheit einen entsprechenden Raum findet.

² §1 Absatz 2 Satz 2 Sozialgesetzbuch Achtes Buch – Kinder- und Jugendhilfe [SGB VIII]

³ Ausführlich dazu: <https://www.bundeskoordination.de/>[11.09.2019]

⁴ Die Thematik muss in den Organisationen einen Raum haben, enttabuisiert werden. Es werden Menschen benötigt, die sich offen mit den Risikofaktoren beschäftigen und grenzachtendes Verhalten vorleben. Näheres zu Schutzkonzepten findet sich unter <https://beauftragter-missbrauch.de/praevention/schutzkonzepte> [23.09.2019]

⁵ Die Verpflichtung zur Vernetzung und Kooperation wird bspw. im SGB VIII (§§ 1, 4, 5, 36, 78, 80) formuliert.

⁶ Zeug*innenschutz, Vernehmungsräume für Kinder, Einsatz von speziell ausgebildeten Polizist*innen für die Aufnahme von Betroffenenaussagen, Gesetzesänderungen (Verbot von Vergewaltigung in der Ehe 1997).

⁷ Ganz aktuell die Studie von Kave-
mann et al. (2019) „Erwartungen Betroffener sexuellen Missbrauchs in der Kindheit an gesellschaftlicher Aufarbeitung“

⁸ Näheres zu den Projekten:
www.dgfpi.de

⁹ ...und gegebenenfalls anderen Stellen, wie Kinderschutzzentren.

Literatur

Beck, Friedericke; UBSKM 2018: Pressemitteilung: Anlässlich 8 Jahre „Missbrauchsskandal“ am 28.01.2019. Berlin. <https://beauftragter-missbrauch.de/presse-service/pressemitteilungen/detail/anlaesslich-9-jahre-missbrauchsskandal-am-28-januar-2019>. zuletzt geprüft am 13.09.2019.

Bff (Bundesverband der Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe 2017: Stellungnahme zum Gesetzentwurf der Bundesregierung zu dem Übereinkommen des Europarats vom 11. Mai 2011 zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt. Berlin. <https://www.frauen-gegen-gewalt.de/de/stellungnahmen-und-positionen.html> zuletzt geprüft am 13.09.2019.

Blank, Beate; Gögercin, Süleyman; Sauer, Karin Elinor; Schramkowski, Barbara (Hrsg.) (2018): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen - Konzepte - Handlungsfelder. Wiesbaden: Springer VS.

Kavemann, Barbara, Rothkegel, Sibylle & Helfferich, Cornelia (Hrsg.) (2012): Abschlussbericht der Bestandsaufnahme spezialisierter Beratungsangebote bei sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend. Freiburg i.Br.: SoFFI F.

Kleve, Heiko; Haye, Britta; Hampe-Grosser, Andreas; Müller, Matthias (2011): Systemisches Case-Management: Falleinschätzung und Hilfeplanung in der Sozialen Arbeit. Heidelberg: Carl-Auer.

Pöter, Jan & Wazlawik, Martin (2018): Pädagogische Einrichtungen sicher(er) machen. Risikobedingungen sexualisierter Gewalt und Konsequenzen für die Gestaltung von Prävention. Teubert u. a. (Hrsg.), Interdisziplinäre Fachzeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Prävention und Intervention bei Kindesvernachlässigung, S. 34-46.

Rörig, Johannes-Wilhelm (2019): Der Betroffenenrat. Hsg. v. (UBSKM) Unabhängiger Beauftragter zu Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs. Online verfügbar unter <https://beauftragter-missbrauch.de/betroffenenrat/der-betroffenenrat>. zuletzt geprüft am 11.09.2019.

Sauer, Karin E & Teubert, Anja (2018): Prävention von (sexualisierter) Gewalt gegenüber Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. Teubert u. a. (Hrsg.), Interdisziplinäre Fachzeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Prävention und Intervention bei Kindesvernachlässigung, S. 46-57.

Smiljanic, Mirco: Warum missbrauchten Kindern oft nicht geholfen wird. https://www.deutschlandfunk.de/sexuelle-gewalt-warum-missbrauchten-kindern-oft-nicht.1148.de.html?dram:article_id=448075, zuletzt geprüft am 23.09.2019.

Stiftung Liebenau Teilhabe (Hg.): Leitlinien zum Umgang mit sexuellem Missbrauch und Behinderung 2014. Meckenbeuren.

Steffens, Birgit (2005): Gegen Armut und Ausgrenzung. Eine qualitative Studie europäischer Netzwerkarbeit Combatting poverty and social exclusion.

<http://www.diss.fu.berlin.de/2006/239/index.html>. zuletzt geprüft am 01. August 2010.

Teubert, Anja (2014): sexualisierte Gewalt. In: Stiftung Liebenau Teilhabe (Hg.): Leitlinien zum Umgang mit sexuellem Missbrauch und Behinderung. Meckenbeuren.

Teubert, Anja (2018): Gutachten zum Schutz vor sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche im Landkreis Reutlingen. Villingen-Schwenningen.

Teubert, Anja; Gögercin, Süleyman (2018): Professionelle ‚sozialarbeiterische Netzwerkarbeit‘ zur Steuerung sozialer Dienstleistungen für geflüchtete Menschen. In: Beate Blank, Süleyman Gögercin, Karin E. Sauer; Barbara Schramkowski (Hrsg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen - Konzepte - Handlungsfelder. Wiesbaden: Springer VS, S. 387-398.

Thiersch, Hans (1986). Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim: Juventa.

UBSKM: Unabhängiger Beauftragter für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (24.01.2018): Anlässlich 8 Jahre „Missbrauchsskandal“. Online verfügbar unter <https://beauftragter-missbrauch.de/presse-service/pressemitteilungen/detail/anlaesslich-8-jahre-missbrauchsskandal-am-28-01-2018>, zuletzt geprüft am 11.09.2019.

Autorin



Prof. Dr. Anja Teubert, Professorin für Sozialraumorientierte Soziale Arbeit an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg in Villingen-Schwenningen leitet den Studiengang Soziale Arbeit Menschen mit Behinderung. Zu Ihren Schwerpunkten gehören neben den Themen der sexualisierten Gewalt und Eingliederungshilfe die Begleitung von Organisationen und Kommunen bei der Implementierung des Fachkonzepts Sozialraumorientierung in der Jugend- und Eingliederungshilfe, die wissenschaftliche Begleitung bei der Entwicklung von Konzepten zum Zusammenleben im Gemeinwesen und Durchführung von Fortbildungen zur professionellen Netzwerkarbeit. Sie ist wissenschaftliche Beirätin im Projekt „BeSt (Beraten und Stärken)“, einem bundesweiten Modellprojekt 2015 - 2020 zum Schutz von Mädchen und Jungen mit Behinderung vor sexualisierter Gewalt in Institutionen, der Deutschen Gesellschaft für Prävention und Intervention bei Kindesmisshandlung, -vernachlässigung und sexualisierter Gewalt e.V. (DGfPI).

„Globale Netzwerk-Broker für soziale Sicherung“

Christof Kersting (Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit) im Gespräch mit Lars Wissenbach (ZPE/Uni Siegen) über globale Netzwerke zu Themen sozialer Sicherung in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit (EZ)

LW: Herr Kersting, seit 2014 leiten Sie bei der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) ein Projekt mit dem Titel ‚Globale Allianzen für soziale Sicherung‘. Welche Bedeutung hat Sozialpolitik in der internationalen EZ überhaupt?

CK: Das ist zunächst einmal eine Frage der Definition von Sozialpolitik. Betrachtet man Sozialpolitik in einer traditionellen Trennung von Wirtschaftspolitik, so muss man feststellen, dass sie in der internationalen EZ keine wirklich herausragende Bedeutung einnimmt. Die EZ ist insgesamt doch sehr sektoralisiert und stark entlang spezifischer Fachbereiche organisiert. Betrachtet man insgesamt prioritäre Themen und die Bedeutung von Fachbereichen des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) sowie primäre Interessen der deutschen Partnerländer, dann hat Sozialpolitik für sich genommen keine prioritäre Bedeutung. Betrachtet man allerdings soziale Dimensionen in

den Politikbereichen und Themenfeldern, die als wichtig gelten für die EZ, dann hat Sozialpolitik durchaus erheblich Relevanz. Wir definieren diese Bedeutung nur häufig nicht klar aus.

LW: Welche Rolle spielt soziale Sicherung in den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas?

CK: Schaut man sich aktuelle Konflikte in Lateinamerika, beispielsweise in Chile, Ecuador oder Bolivien an, so kann man feststellen, dass sich diese vor allem an einer wachsenden Ungleichheit in diesen Ländern entzünden. Diese Ungleichheit hat natürlich auch damit zu tun, dass es wenig sozialen Ausgleich und kaum soziale Umverteilung gibt, auch keine stabilen sozialpolitischen Maßnahmen. In asiatischen Ländern gewinnt die Sozialpolitik insbesondere im Zusammenhang mit der starken wirtschaftlichen Entwicklung an Bedeutung. Spätestens seit der ‚Rana Plaza‘ Katastrophe 2013 in Bangladesch wird Sozialpolitik in Asien auch eng mit

Arbeitsbedingungen, gerechten Löhnen, sozialen Mindeststandards – aber auch unserem Konsumverhalten verknüpft. In Afrika spielen soziale Sicherungssysteme eine immer größere Rolle für den sozialen Ausgleich, auch wenn sie nicht unmittelbar durch die deutsche EZ gefördert werden.

Aufseiten der deutschen EZ wurden wir schon vor ein paar Jahren darum gebeten, einmal eine Übersicht dazu zu erstellen, welchen Beitrag die deutsche EZ Programme zu einer Verringerung sozialer Ungleichheit leisten. Dabei haben nahezu alle Projektverantwortlichen aus unterschiedlichen Themenfeldern, egal ob nachhaltige Energieversorgung, Klima, Umwelt, Governance oder nachhaltige Wirtschaftsentwicklung, gesagt, dass sie natürlich einen Beitrag zur Verminderung sozialer Ungleichheit bzw. zu einer Erhöhung sozialer Kohäsion leisten. Allerdings verfolgte keines dieser Vorhaben dies explizit als Ziel.

Wir sind nun ein Projekt, das sich explizit mit sozialer Sicherung und Fragen von

sozialem Ausgleich in den Partnerländern der deutschen EZ befasst. Das macht es für uns in dem dargestellten Kontext nicht gerade einfach.

LW: Seit wann spielt das Thema soziale Sicherung im engeren Sinn eine Rolle? Wann hat die EZ begonnen, sich explizit mit dem Auf- und Ausbau von sozialen Sicherungssystemen zu befassen?

CK: Hier muss man unterscheiden. Schaut man auf die Beauftragung von Entwicklungsprojekten der deutschen EZ, so muss man feststellen, dass soziale Sicherung kein eigenes Hauptthema ist. Betrachtet man die EZ auf internationaler Ebene, also was internationale Akteure wie die Weltbank oder die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) im Bereich soziale Sicherung machen, da sieht man schon, dass spätestens seit der Finanzkrise 2008, sehr viel mehr auch großvolumige Vorhaben und Kredite beauftragt werden, die eine Stärkung sozialer Sicherungssysteme zur Priorität machen. Das gilt allerdings nicht für Deutschland. Die deutsche EZ ist da höchsten begleitend unterwegs.

LW: Welche Rolle spielt soziale Sicherung dann für die deutsche EZ konkret?

CK: Das Interessante ist, dass wir zwar kaum konkrete Projektbeauftragungen durch Partnerländer haben, aber immer wieder angefragt werden, wenn es um die Gestaltung von Veränderungs- und Anpassungsprozessen in sozialen Sicherungssystemen geht. Andere Länder haben durchaus großes Interesse an den Erfahrungen, die wir mit dem deutschen sozialen Sicherungssystem machen und gemacht haben. Weil wir in Deutschland eben weltweit dafür bekannt sind, wie wir seit Bismarck und durch zwei Jahrhunderten und zwei Jahrhundertkriege hindurch Themen wie soziale Marktwirt-

schaft, wie sozialen Ausgleich, die Herstellung von Sozialpakten in diesem Land bearbeitet haben.

Allerdings muss man dazusagen, dass das BMZ als Entwicklungsministerium in Deutschland natürlich nicht das Ressort ist, in dem die entsprechende Expertise verankert ist. Diese liegt im Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). Die EZ kann aber bei Interesse dazu beitragen, diese Expertise mit anderen Ländern zu teilen. Wir können hier Brücken schlagen, auch auf die Ebene der deutschen Länder und Kommunen, wo häufig Erfahrungen liegen, die für unsere Partnerländer beim Aufbau sozialer Sicherungssysteme interessant sein können.

LW: Sie haben das Interesse anderer Länder an der Entwicklung unseres sozialen Sicherungssystems in der Tradition von Bismarck angesprochen. Taugt denn unser Sicherungssystem als Muster für Länder in Afrika, Asien oder Lateinamerika?

CK: Nicht als Muster, weil wir mit unserem föderalen System natürlich sehr spezifiziert sind. Aber zum Beispiel die Ansprache und das Erreichen von bestimmten Bevölkerungsgruppen, das Zusammenspiel der verschiedenen staatlichen Ebenen, der hohe Grad an Zustimmung der Bevölkerung zu Sozialleistungen, und auch die Universalität von Sozialleistungen, wie zum Beispiel das Kindergeld, da gibt es schon Möglichkeiten von den deutschen Erfahrungen zu profitieren. Gleichzeitig müssen wir aber auch deutlich machen, dass es keine Blaupausen geben kann.

Das Interesse unterscheidet sich auch je nach Kontinent. Ich hatte Lateinamerika und die Notwendigkeit erwähnt, soziale Ungleichheit stärker in den Blick zu nehmen. In Asien gibt es interessanterweise Beauftragungen an die deut-

sche EZ im Bereich Soziale Sicherung. Diese gehen zurück auf eine Initiative Mitte der 2000er Jahre, welche eine ‚sozialverträgliche Wirtschaftsentwicklung‘ als Schwerpunktthema der deutschen EZ in Asien definierte. In der Folge sind Projekte in u.a. Indien, Indonesien, Kambodscha und Vietnam entstanden, die einen Schwerpunkt im Bereich soziale Sicherung aufweisen, in Verbindung zur Wirtschaftspolitik. Die wirtschaftlichen Erfolge der vergangenen Jahre in diesen Ländern sollen auch sozial begleitet werden.

In Afrika gibt es ganz wenig direkte Beauftragungen an die deutsche EZ im Bereich soziale Sicherung. Aber aus internationaler Perspektive erlebt Afrika gerade einen regelrechten Boom im Bereich soziale Sicherung. Das zeigt sich auch in einem starken Aufwuchs von Krediten und Zuschüssen in diesem Bereich. Ein Beispiel ist auch die Weltbank Global Practice ‚Social Protection & Labor‘, ein Programm, das zahlreiche Länder bei der Strategieentwicklung, Finanzierung und Umsetzung von sozialen Sicherungssystemen unterstützt. Auch die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) ist hier sehr aktiv.

LW: Wie gehen die deutschen Expert*innen mit diesem Missverhältnis zwischen der internationalen und der deutschen EZ um? Kann es ihnen gelingen, die Bedeutung von sozialer Sicherung auch für die deutsche EZ sichtbar zu machen?

CK: Wir, die sich in der GIZ mit sozialer Sicherung befassen und die auch Systeme sozialer Sicherung in Partnerländern beraten, versuchen vor allem immer wieder deutlich zu machen, dass soziale Sicherung eine wichtige Rolle für die Themenfelder spielt, die im Moment die deutsche EZ interessieren. Also zum Beispiel Beschäftigungspolitik. Umso höher der

Grad von Beschäftigung, und zwar von menschenwürdiger, sozial abgesicherter Beschäftigung, umso niedriger ist die Notwendigkeit, in direkte Sozialleistungen zu investieren. Und umso höher ist dann zum Beispiel auch die Möglichkeit, einen Sozialpakt in einem Land zu generieren. Oder auch wenn man an die Klimapolitik denkt und die Klimarisikoversicherungen, welche in der EZ aktuell eine wichtige Rolle spielt. Wer soll denn da versichert werden? Ja genau die, die möglicherweise über extreme Witterungsereignisse ihre Lebensgrundlagen verlieren und dann eben nicht mehr Viehwirtschaft oder Ackerbau betreiben können. Ihre Absicherung ist eine Frage sozialer Sicherung und der Möglichkeiten, die ein nationales System dafür bereithalten kann, um ein Abrutschen in die Armut zu verhindern.

LW: Sie haben das Kindergeld als Beispiel für universelle Leistungen sozialer Sicherung angesprochen, also Leistungen, die sich beispielsweise nicht nur an einen besonders von Armut betroffenen Teil der Bevölkerung richten. Das setzt voraus, dass die Mittel im Staatshaushalt vorhanden sind. Muss sich ein Staat denn soziale Sicherung leisten können?

CK: Nein. Ein Land muss nicht darauf warten, bis es reich genug ist, um sich soziale Sicherung zu leisten. Vielmehr kann soziale Sicherung als Investition in Wachstum und Entwicklung betrachtet werden, die dazu beiträgt, den Wohlstand zu erzeugen, ein soziales Sicherungssystem nach und nach auszubauen und zu finanzieren. Es gibt mittlerweile eine breite wissenschaftliche Evidenz, die zeigt, dass die Konstruktion sozialer Sicherungssysteme und damit auch die Verankerung von Mechanismen der Umverteilung in den Partnerländern der EZ zu einer nachhaltigen Armutsreduzierung beiträgt.

Die Sache ist, dass eine gewisse Kontinuität in Politikdesign und -umsetzung vorausgesetzt werden muss. Und genau das ist natürlich in einem Umfeld, in dem es immer wieder auch zu schnellen Wechseln von politischen Verantwortlichkeiten kommt, sehr schwierig. Viele Partnerländer der EZ sind stark durch Konflikte geprägt und bieten oft kein sicheres und konstantes politisches Umfeld. Das macht einen systematischen Ausbau sozialer Sicherung schwieriger, weil er konstante staatliche Strukturen benötigt, um ihn zu organisieren und um Leistungen sozialer Sicherung tatsächlich so umsetzen zu können, dass sie der Bevölkerung nutzen und sie sich darauf verlassen kann.

LW: Wird das Potential sozialer Sicherung für Armutsminderung und Entwicklung denn von den Partnerländern und den großen Akteuren der internationalen EZ hinreichend wahrgenommen?

CK: Auf jeden Fall von beiden. Das sieht man, wenn man sich anschaut, wo aktuell Projekte umgesetzt werden. Wir nehmen derzeit eine breite Finanzierung und auch technische Unterstützung von sozialen Sicherungssystemen war, die es so in der Vergangenheit nicht gegeben hat. Aber das spiegelt eben nicht den deutschen Beitrag wieder, sondern eher den anderer Geber, wie beispielsweise der Weltbank, der britischen Kooperation oder auch der internationalen Arbeitsorganisation, die in diesem Feld aktiver sind. Allerdings muss man hier nochmal differenzieren. Ich wäre natürlich sehr froh, wenn es möglichst viele deutsche Projekte zu sozialer Sicherung gäbe, aber es sind nicht nur Projekte relevant. Die EZ hat sich in den 2000er Jahren neue Prinzipien gegeben, dabei spielen insbesondere auch partnerschaftliche Beziehungen sowie die Harmonisierung der Aktivitäten von Akteuren der EZ eine große Rolle. Das heißt, wir müssen nicht alles

selbst machen und vielleicht auch nicht überall sein, sondern vielmehr schauen, wo genau unsere Expertise und Erfahrung liegt und wo wir sinnvolle Beiträge leisten können.

LW: Und wie steht es mit der Akzeptanz der Bürger*innen, wenn zum Beispiel Ländern Sozialtransfers für bestimmte Zielgruppen einrichten, die aus Steuergeldern finanziert werden?

CK: Der Rückhalt bei den Bürger*innen ist eigentlich verhältnismäßig groß, vor allem, wenn man sieht, dass die Mittel, die die Länder tatsächlich aufbringen müssen, häufig zunächst verhältnismäßig gering sind. In Brasilien waren das zum Beispiel unter 5 % des Haushaltsvolumens, das ist sehr gering. Im Haushalt der Bundesrepublik werden 35% für Sozialleistungen verausgabt.

Gleichzeitig gibt es auch Beispiele aus Partnerländern, wo soziale Sicherungssysteme auf politischen Druck und auch, kritisch betrachtet, im Rahmen von Klientelpolitik für bestimmte Wählergruppen ins Leben gerufen wurden. Trotzdem sind es soziale Sicherungssysteme. Die Diskussion hat sich so ein bisschen auch an Brasilien entzündet, wo Präsident Lula sehr stark das Programm ‚Bolsa Familia‘ mit vielen wichtigen Investitionen in Gesundheit, in Bildung eingeführt und weiterentwickelt hat. Ihm schlug dann die Kritik entgegen, das wäre Klientelpolitik gewesen. Trotzdem wird das Programm auch nach dem letzten Regierungswechsel weitergeführt und hat eine zentrale Bedeutung.

LW: Welche Bedeutung hat die Soziale Arbeit als Profession für die Diskussion um soziale Sicherung in der internationalen EZ? Spielt die Soziale Arbeit für ihr Projekt eine Rolle?

CK: Ja, da gibt es zahlreiche Beispiele, vor allem wenn es um die Aufgaben-

verteilung innerhalb der verschiedenen staatlichen Ebenen zur Gestaltung sozialer Sicherungssysteme geht. Auf der kommunalen Ebene geht es ja vor allem um den direkten Bezug zu den Bevölkerungsgruppen, die abgesichert werden sollen. Auch in unseren Partnerländern sind es vor allem Sozialarbeiter*innen, welche die Schnittstelle zwischen System und Bürger organisieren und letztendlich die Umsetzung sozialer Sicherungsmaßnahmen überhaupt ermöglichen. In Chile betreuen Sozialarbeiter*innen zum Beispiel Familien, die Sozialleistungen beziehen. In Indonesien wird die Schnittstelle zwischen Bürger und sozialem Sicherungssystem über sogenannte ‚Single Window Services‘ oder ‚One Stop Shops‘ organisiert. Auch hier sind vor allem Sozialarbeiter*innen tätig. Die Rolle der Sozialen Arbeit ist eigentlich immer ein Thema, vor allem in Bezug auf die Qualifizierungsmaßnahmen, wenn bestimmte Programme in die Umsetzung gehen.

LW: Springen wir noch einmal zurück auf die globale Ebene. Welche Rolle spielen globale Agenden, wie die Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen, für Ihre Arbeit?

CK: Die nachhaltigen Entwicklungsziele leisten einen wichtigen Beitrag, um die Bedeutung sozialer Sicherung in anderen Themenfeldern hervorzuheben, da sich soziale Sicherung in den Zielen sehr prominent wiederfindet. Während Ziel 1.3 zunächst den Ausbau sozialer Sicherungssysteme zum erklärten Ziel internationaler Zusammenarbeit erhebt, spielt soziale Sicherung in vielen weiteren Zielen und den dazugehörigen Indikatoren eine wichtige Rolle.

In diesem Zusammenhang sprechen wir beispielsweise aktuell über Sondermittel des Entwicklungsministeriums zur Unterstützung der Nachbarländer Syriens, die einen Großteil der geflüchteten

Menschen aufgenommen haben. Dort gibt es zum Beispiel sogenannte ‚Cash for Work Programme‘. Das sind Beschäftigungsprogramme bei denen es darum geht, den Menschen sinnvolle Arbeit zu geben, damit sie ein Auskommen haben und nicht auf Sozialtransfers angewiesen sind. Solche Programme werden aber häufig nicht als soziale Sicherung verstanden und parallel aufgesetzt teilweise von internationalen Gebern, ohne sie mit anderen Maßnahmen des sozialen Sicherungssystems abzustimmen. So etwas macht die Entwicklung kohärenter nationaler sozialer Sicherungssysteme nicht einfacher.

LW: Das bedeutet, in Ihrer Arbeit geht es auch um die Herausforderung einer gemeinsamen Definition von sozialer Sicherung, zwischen einem engeren Verständnis, das sich vor allem auf Sozialtransfers und Sozialversicherung bezieht und einem breiteren, das zum Beispiel auch Arbeitsmarktinterventionen oder soziale Dienste als soziale Sicherung definiert?

CK: Ja genau. Auch das Finden einer gemeinsamen Sprache und eines gemeinsamen Verständnisses von sozialer Sicherung ist etwas, das uns gelegentlich vor Herausforderungen stellt, wenn wir das Thema auf globaler Ebene diskutieren und globale Allianzen ermöglichen möchten.

LW: Ein gutes Stichwort. Ihr Projekt trägt den Titel ‚Globale Allianzen‘ für Soziale Sicherung. Was genau kann ich mir unter einer ‚globalen Allianz‘ vorstellen?

CK: Ich fange mal damit an, was eine globale Allianz nicht ist. Es ist nicht der Aufbau eines neuen Netzwerkes. Es ist nicht der Versuch, eine neue Institution zu bilden.

Die GIZ hat zum Beispiel zusammen mit der Bill & Melinda Gates Foundation vor einigen Jahren die ‚Alliance for Financial Inclusion‘ gegründet, ein internationales Netzwerk, das sich mit dem Zugang von armen Bevölkerungsgruppen zu Finanzdienstleistungen befasst. Das war zunächst ein globales Netzwerk das sich gebildet hat. Irgendwann ist es von anderen Gebern übernommen und kofinanziert worden und ein Sekretariat und damit ein gewisser Grad von Institutionalisierung eingerichtet worden. Dies wollten wir nicht.

Unser Ziel hat etwas zu tun mit dem Haushaltstitel aus dem das Ganze finanziert wurde, der ‚IZR Titel‘, Internationale Zusammenarbeit mit Regionen. Ein eigener Bundestitel, der geschaffen wurde, um nicht bilateral mit Partnerländern zusammen zu arbeiten, sondern auf einer globalen Ebene. Und unser Auftrag war und ist, Länder und ihre Ministerien bzw. Einheiten, die sich mit sozialer Sicherung befassen, zusammenzubringen, damit sie miteinander in einen Austausch kommen und voneinander lernen können. Und dieses Lernen funktioniert darüber, dass wir mit den Partnerländern versuchen zu formulieren, welche Lernbedarfe bestehen, um eigene Politikmaßnahmen in ihrer Konzeption und in der Umsetzung zu verbessern und was man glaubt bei anderen Ländern gesehen zu haben, das als Beispiel dienen könnte. Auf der anderen Seite gibt es Länder, die gute Erfahrungen mit bestimmten Maßnahmen sozialer Sicherung gemacht haben und diese gerne teilen. Unser Auftrag und unser Ziel ist es, beides zusammen zu bringen.

LW: Welche Länder und Themen sind das ganz konkret?

CK: Peru zum Beispiel hat versucht, die gesetzlichen Vorgaben zu sozialer Sicherung auch in sehr dünnbesiedelten Ge-

bieten umzusetzen. Das ist vor allem das Amazonastiefland. Dort wurde eine Art schwimmende Sozialstation geschaffen. Ein Schiff, das interessanterweise von der Marine betrieben wird, bietet lokale Sozialverwaltung, Gesundheitsstation, eine Bankfiliale, Unterstützung und Begleitung für Familien usw. Es bietet Zugang zu allen Sozialprogrammen, die der peruanische Staat anbietet. Dieses Schiff fährt dann einmal im Jahr, wenn die Flüsse genug Wasser haben, durch das Amazonastiefland, hat eine feste Route und die Bevölkerung kann dann dort die sozialen Dienstleistungen die ihr per Gesetz zustehen, beantragen, abrufen bzw. Dinge aktualisieren. Das ist ein sehr interessantes Beispiel, für das sich Indonesien sehr interessiert hat. Indonesien hat unzählige kleine bevölkerte Inseln. Die Indonesier haben sich genau angeschaut, wie dieses Schiff als eine Art schwimmender ‚Single Window Service‘ organisiert ist und mit den notwendigen Anpassungen ein indonesisches Pendant entwickelt.

Ein weiteres gutes Beispiel ist auch die Frage, wie potentielle Leistungsempfänger*innen identifiziert und registriert werden. Wir wissen, dass insbesondere Bevölkerungsgruppen, die in Armutssituationen leben, häufig keine regulären Papieren haben und oft nicht als Bürger*innen erfasst und registriert sind. In vielen Partnerländern gibt es keine flächendeckend funktionierende Geburtenregistrierung. Zum Umgang mit dieser Herausforderung gab es interessante Beispiele in der brasilianischen Sozialverwaltung, für die sich Südafrika sehr interessiert hat.

LW: Und diese Erfahrungen und Bedarfe konnte Ihr Projekt erfolgreich zusammenbringen?

CK: Ja genau, die Beispiele beschreiben unser Anliegen schon recht präzise. Nun müssen wir dazu sagen, dass sich

die Vertreter*innen der Sozialministerien natürlich häufig bereits kennen und auch wissen, dass sie voneinander lernen können, auch ohne uns. Das bedeutet für uns, dass wir immer sehr exakt auf die genauen Interessen eingehen, um einen Austausch zu generieren, der wirklich einen Mehrwert für beide bringt. Wir machen nichts, was die Länder auch alleine können oder die Partner nicht wirklich auch interessiert.

LW: Wie genau sieht der Austausch aus?

CK: Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Das hat immer auch zu tun mit der Anzahl der Länder, die sich für ein bestimmtes Thema interessieren. Die Lern- und Austauschformate, die wir gemeinsam mit den Partnern organisieren, können zum Beispiel virtuell sein. Wir benutzen dafür die Internetplattform www.socialprotection.org, die allen Personen – auch den Leser*innen dieses Artikels – offensteht. Diese Plattform ist übrigens sehr interessant auch für Studierende, weil es dort unheimlich viele Ressourcen zum Thema soziale Sicherung weltweit gibt. Darüber bieten wir zum Beispiel Webinare an, in denen Länder anderen Ländern vorstellen, wie bestimmte Bereiche der sozialen Sicherung in ihrem Land organisiert und umgesetzt werden. Außerdem organisieren wir ‚In-Person Trainings‘. Das kann, ein sogenanntes ‚Learning Event‘ sein, was dann von uns speziell konzipiert wird. Das dauert in der Regel fünf Tage in einem Land, wo man sich dann ein gutes Beispiel sehr genau anschaut, zum Beispiel wie Registrierungen von Leistungsberechtigten funktionieren oder wie Beschäftigungsförderung als Teil eines sozialen Sicherungsprogramms konkret umgesetzt wird. Das haben wir am Beispiel Indonesiens z.B. genau betrachtet.

Gleichzeitig sind wir Teil von vielen Netzwerken global und kontinental. Wir

sind als Vorhaben global aufgestellt, mit Verbindungsbüros in Lateinamerika, Afrika und Asien. Innerhalb dieser Regionen gibt es ja bereits bestehende regionale Netzwerke, regionale Entwicklungsorganisationen, wie die ‚Economic Commission for Latin-America and the Caribbean‘, Entwicklungsbanken, wie die ‚Asian Development Bank‘ oder Regionalorganisationen, wie die Afrikanische Union. Die haben wiederum regionale Netzwerke. An all diesen bestehenden Netzwerken nehmen wir teil und nutzen sie, um Bedarfe und Erfahrungen weltweit zu identifizieren und diese dann in Verbindung zu bringen. Gleichzeitig arbeiten wir eng mit der Internationalen Arbeitsorganisation der Vereinten Nationen und mit der Weltbank zusammen und nutzen auch deren Netzwerke.

Last but not least, haben wir natürlich die bereits angesprochenen bilateralen deutschen Entwicklungsprojekte der GIZ, die eng mit den Regierungen der Partnerländer zusammenarbeiten. Auch diese beziehen wir gezielt in unsere Arbeit ein.

LW: Sie sind also mehr Vernetzer als Netzwerk?

CK: Ja, wir versuchen, die ‚richtigen Leute‘ zusammenzubringen und helfen bei der Ausgestaltung des Lernbedarfes und des thematischen Bereichs, der als gutes Beispiel eingebracht werden soll. Wir sind also eher eine Art globale Netzwerk-Broker für soziale Sicherung. Globale Allianzen bedeutet für uns, dass wir immer wieder versuchen, Netzwerke auf Zeit zusammen zu stellen, bezogen auf die Themen, die von ausgewählten Akteuren in unseren Partnerländern nachgefragt werden in Bezug auf lernende Systeme sozialer Sicherung.

LW: Wie schafft man es denn, immer die ‚richtigen Leute‘ zu finden und zusammenzuführen?

CK: Die Entscheidungen, wer zu unseren Events kommt, trifft natürlich immer das Ministerium im Partnerland. Und in den Ministerien sind das dann häufig auch Einheiten zur internationalen Kooperation. Wir versuchen unsere Teilnehmer*innen auf einer hohen Fachebene zu identifizieren. Wir richten uns nicht an Minister und auch nicht unbedingt an Personen, die politisch eingesetzt werden. Wir versuchen die obere Hierarchie der Fachmitarbeiter*innen anzusprechen, die auch in einer vermittelnden Rolle zwischen dem eher repräsentativen Minister und der weiteren Fachstruktur der entsprechenden ministerialen Einheit sind. Wir sagen immer, dass wir die Leute in ihrer Funktion nicht länger als fünf Tage aus ihrer Institution rausholen können. Wer länger kann, hat in seiner Institution in der Regel nicht die Rolle, die wir ansprechen möchten.

LW: Wie gut klappt das in der Praxis?

CK: Ob wir das immer schaffen und durchhalten, ist etwas Anderes. Die Entscheidung liegt bei den Ministerien. Hier ist die Rolle unserer regionalen Verbindungsbüros wichtig. Die Kontakte zu den entsprechenden Personen in den Sozialministerien aufzubauen und zu halten, wir nennen das Stakeholdermanagement. Es geht darum zu identifizieren, welche Personen zu welchen Themen wichtig, interessant und bedeutend sind und auch Inhalte in den Ministerien setzen können, die wir ansprechen wollen. Und das ist dann auch immer von Thema zu Thema unterschiedlich.

LW: Wenn die Teilnehmer*innen nach einem ‚Learning Event‘ dann wieder auseinandergehen, findet auch so etwas wie mittel- oder langfristige Vernetzung statt?

CK: Ja. Dies versuchen wir über sogenannte ‚Communities of Practice‘

zu befördern. Das sind dann eher virtuelle Zusammenschlüsse der Teilnehmer*innen.

Auch das läuft über die Internetplattform www.socialprotection.org.

Da gibt es dann geschlossene Gruppen, wo sich diese Communities dann weiter austauschen. Inwieweit das in diesen politisch volatilen Zeiten dann tatsächlich funktioniert, ist außerhalb unseres Einflusses. In dem Moment wo wir mit Personen zusammenarbeiten, die eine Funktion in einer Regierung haben, müssen wir einkalkulieren, dass sich ihre Funktion, Rolle und Kapazität innerhalb der Organisation sehr schnell ändern kann.

LW: Gibt es besonders positive Erfahrungen, die Sie gerne teilen? Ein lang anhaltender Austausch von Akteuren oder konkrete Dinge, die aus Vernetzungen hervorgegangen sind?

CK: Auf jeden Fall gibt es zahlreiche solcher Beispiele. Ich würde da eine Community of Practice mit dem Titel ‚Social Protection for Employment‘, kurz SPEC, nennen. Diese Community ist 2016 im Anschluss an ein zweitägiges ‚South-South Knowledge Exchange Forum: Linking Social Protection to Employment Opportunities‘ entstanden, das wir zusammen mit dem Australischen Außenministerium und einer indonesischen Initiative zur Beschleunigung von Armutsminderung organisiert haben. In der virtuellen Community tauschen sich seitdem zahlreiche Partner fortlaufend zu Fragen der Beschäftigungsförderung für arme Bevölkerungsgruppen aus und veranstalten zum Beispiel Webinare zu unterschiedlichen Themen.

LW: Es geht in Ihrem Projekt ja vorrangig um den Austausch zwischen Ländern des globalen Südens. Können nicht aber auch Staaten des globalen Nordens

von innovativen Ansätzen aus dem globalen Süden lernen?

CK: Auch wenn die Unterstützung der Süd-Süd Kooperation ein wichtiges Prinzip der EZ ist, haben wir ganz bewusst gesagt, wir unterstützen nicht ausschließlich Süd-Süd-Kooperation, weil Deutschland ja dann automatisch draußen wäre. Wir machen globale Zusammenarbeit. Und das bedeutet, dass wir Veranstaltungen auch mal hier in Deutschland durchführen. Da haben wir zum Beispiel mit der Stadt Leipzig und der Stadt Frankfurt kooperiert und uns Sicherungsleistungen vor Ort angeschaut. Die Teilnehmer*innen aus den Partnerländern haben sich dann auch intensiv mit ihren deutschen Kolleg*innen ausgetauscht. Damit fühlen wir uns auch dem Ziel 17 zu ‚Global Partnerships‘ der Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung verpflichtet. Jetzt ist es so, dass natürlich die EZ nach wie vor stark durch die Geber- und Nehmerrolle definiert ist. Und wir stehen hier ja auch immer unter einem Rechtfertigungsdruck gegenüber Parlament und Öffentlichkeit, was wir denn mit den Mitteln der EZ machen. Das ist natürlich schwierig, weil wir eigentlich davon ausgehen, dass die Verantwortung aller Länder in Bezug auf die Nachhaltigen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen auch neue Formen von Partnerschaften nach sich zieht. Wir versuchen das und das ist nicht einfach.

LW: Könnten denn Leipzig oder Frankfurt nach Indonesien, Südafrika oder Brasilien schielen, um vielleicht dort gute Ansätze für ihre Sozialverwaltungen zu finden?

CK: Ja, auf jeden Fall. Und wir könnten das im Prinzip auch unterstützen.

LW: Wenn Ihr Mandat weniger an die EZ gebunden wäre?

CK: Ja, eigentlich wäre das jetzt schon möglich, und wir versuchen das auch, aber das ist nicht ganz einfach. Wir haben teilweise schon das Bundesministerium für Arbeit und Soziales in unsere Aktivitäten einbezogen.

LW: Wie sieht die Zukunft aus und wo steuert das Projekt hin?

CK: Das Projekt ist beauftragt bis März 2021. Es gibt eine Diskussion mit dem BMZ, es weitere zwei Jahre fortzuführen. Die genaue Ausrichtung ist noch unklar. Es ist nicht unbedingt so, dass soziale Sicherung in den letzten Wochen und Monaten zum großen Thema geworden ist innerhalb der Prioritäten des deutschen Entwicklungsministeriums. Deshalb müssen wir uns immer wieder neu beweisen und definieren, was unser Beitrag, vor allem auch zu den Schwerpunktthemen des Ministeriums und des aktuellen Ministers ist. Da ist Beschäftigung ein Thema, Klima und Klimarisiko und nachhaltiger Umgang mit Ressourcen. Und natürlich das Thema Flucht und Migration. Wir müssen zeigen, welchen Beitrag ein globaler Austausch und globale Netzwerkbeziehungen zu sozialer Sicherung zur Bearbeitung dieser Schwerpunktthemen leisten kann.

Interessanterweise ist das Thema Migration ja nicht nur für Deutschland und Europa wichtig. Wenn man sich aktuell die Migrationsbewegungen weltweit anschaut, ist die größte Migrationsbewegung, die aktuell stattfindet, die der Venezolaner in Lateinamerika. Es sind mittlerweile mehr Venezolaner unterwegs als Syrer. Sie fallen halt in Lateinamerika nicht auf, weil sie alle Spanisch sprechen und sich auch soziokulturell stark ähneln. Der Druck, der auf den aufnehmenden Ländern, Regionen, Städten und Gemeinden lastet, ist jedoch enorm und es gibt erste Projekte, die sich explizit damit befassen. Das bedeutet auch für

uns, dass wir uns daran orientieren und die Rolle der sozialen Sicherung in diesem Kontext verdeutlichen müssen. Ganz konkret steht auch eine große Veranstaltung mit 30 Ländern an, die wir gemeinsam mit der Weltbank Mitte November in der Türkei durchführen. Das ist ein 'Global Learning Lab' mit dem Titel 'Social Protection – A changing world of work'. Hintergrund ist die Notwendigkeit der Anpassung sozialer Sicherungssysteme im Bereich der Beschäftigungsförderung. Wir können nicht mehr traditionelle Beschäftigungsförderung so wie wir das vielleicht vor fünf Jahren noch gemacht haben, weiterführen, weil sich die Arbeitsrealitäten nicht nur bei uns dramatisch ändern, sondern vor allem auch in den Partnerländern. Dazu schauen wir in Ankara mit einigen Ländern auf die Erfahrungen, die sie zu diesem Thema haben. Es geht uns um die Frage, was die sich verändernden Arbeitsrealitäten der Menschen für die zukünftige Ausgestaltung sozialer Sicherungssysteme bedeuten.

Das Zweite, womit wir uns nun intensiv befassen, ist eine Initiative, die von der Weltbank und von der Internationalen Arbeitsorganisation losgetreten wurde. Es geht um die Frage, wie Universalität von sozialer Sicherung definiert wird, denn das wird global noch sehr unterschiedlich gehandhabt. Ich hatte eben schon das Kindergeld als deutsches Beispiel angesprochen. In diesem Zusammenhang befassen wir uns auch mit einem möglichen Widerspruch zu den nachhaltigen Entwicklungszielen der Vereinten Nationen, die mit ihrem Kernprinzip 'Leave no one behind' eigentlich sehr stark für eine Fokussierung auf bestimmte Personengruppen argumentieren. Und da kommen natürlich Personengruppen ins Spiel, die häufig eine besondere Unterstützung benötigen, Mütter und Kinder, Personen in Stadtrandgebieten oder Menschen mit Behinderungen. Die Diskussion univer-

selle versus zielgruppenspezifische soziale Sicherungsleistungen werden wir uns am Beispiel unterschiedlicher Länder näher anschauen.

Das sind die Themen und Prozesse, die uns aktuell und zukünftig umtreiben werden.

LW: Zum Abschluss: Was wünschen Sie sich für die globalen Netzwerke zu sozialer Sicherung?

CK: Wichtig ist, dass wir unserem Grundprinzip treu bleiben: Wir sollten nicht davon ausgehen, dass jetzt alle auf uns warten, nur, weil das Entwicklungsministerium Mittel zur Verfügung gestellt hat. Wir müssen uns sehr genau anschauen, was es an bestehenden Netzwerken gibt und wie belastbar diese Netzwerke wofür sind. Sind das Wissensnetzwerke, sind das politische Netzwerke, sind das teilweise auch nur geopolitische Interessen von irgendeinem starken Land, das seine Nachbarstaaten zusammenzieht. Darauf aufbauend müssen wir uns dann überlegen, welche Möglichkeiten für uns bestehen. Das ist wichtig und das müssen wir beibehalten. Und es ist wichtig, dass wir wegkommen von einer reinen Silologik nach dem Motto mein Thema mein Beritt, also der eine ist der Verantwortliche für Soziale Sicherung, der Nächste für Gesundheit, ein Dritter für Beschäftigungspolitik usw. Vielmehr sollten wir immer auch gemeinsam überlegen, dass in der Umsetzung von Politikmaßnahmen das Zusammenspiel und das Aushandeln dieses Zusammenspiels unterschiedlicher Fachbereiche natürlich das Wichtige ist. Wir merken einfach, dass der Prozess hin zu einem Austausch und die Auseinandersetzung mit Netzwerkstrukturen und deren Möglichkeiten das Interessante dabei ist. Die entscheidende Vernetzung geschieht häufig vor allem in der Vorbereitung unserer Veranstaltungsformate. Das Event selbst

ist dann nur die Kulmination, wo man sich dann trifft, aber der Weg dahin ist das Interessante und bildet oft den eigentlichen Prozess der Vernetzung.



Christof Kersting arbeitet seit 2002 für die „Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit“ (GIZ, ehemals GTZ) zunächst in Bolivien als Berater für das Programm „Unterstützung dezentraler Führung und Armutsbekämpfung“ und dann ab 2005 als GIZ-Berater für das Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), Abteilung Armutsbekämpfung und Sozialschutz in Bonn. Zwischen 2008 und 2013 leitete er die GIZ-Arbeitsgruppe „Programme Based Approaches“ und arbeitete als Fachplaner für Soziale Sicherung. Seit 2013 ist er Direktor des GIZ- Programms „Globale Allianzen für Soziale Sicherung I und II“ im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ). Vor der GIZ sammelte er Erfahrungen als Berater, als integrierter Experte (CIM/GIZ) in Bolivien, Projektleiter und stellvertretender Direktor der UNFPA in Brasilien und Mexiko sowie als Mitarbeiter verschiedener deutscher und internationaler NGOs. Er hat ein Diplom als Sozialarbeiter mit Schwerpunktausbildung Gemeinwesenarbeit der KFH NRTW in Aachen und ein Postgraduierten-Diplom in Population and Development des Institut for Social Studies in Den Haag, Niederlande.



Lars Wissenbach ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE) der Uni Siegen. Er koordiniert den ZPE-Arbeitsbereich ‚Internationale Zusammenarbeit‘ und forscht u.a. zum Zugang von Menschen mit Behinderungen zu sozialer Sicherung in afrikanischen Staaten.



Geplante Schwerpunktthemen 2020 (AT):

Forschungsmethoden in der Sozialen Arbeit
Rechtsextremismus und Soziale Arbeit

‘Call for Papers’

Es wird um Einsendung von Themenvorschlägen für die kommenden Schwerpunkte von SI:SO gebeten. Außerdem können Sie jederzeit Manuskripte zu weiteren aktuellen Themen aus Forschung, Studium und Praxis der Sozialen Arbeit einsenden.

Wir freuen uns ebenfalls über einschlägige Buchrezensionen und Leser_innenbriefe.

Soweit möglich sind wir bei der Beschaffung von Rezensionsexemplaren behilflich.

Entsprechende Anfragen richten Sie bitte an die folgende Adresse: michael.mayerle@uni-siegen.de

SI:SO

bereits erschienene Ausgaben und Themenschwerpunkte

1/1996	Sozialraum (vergriffen)
2/1996	Sozialarbeit als Wissenschaft
1/1997	Gewaltprävention
2/1997	Die Stimme der Kinder - Politik und Partizipation
1/1998	Sozialarbeit in eigener Regie - Ausstieg - Umstieg - Aufstieg?
2/1998	Medien
1/1999	Qualitätssicherung (vergriffen)
2/1999	Studium + Studienreform
1/2000	Supervision
2/2000	Umgang mit Fremden
1/2001	Kompetenz
2/2001	Familie & Co (vergriffen)
1/2002	Spiel & Theater
2/2002	Schule + Jugendhilfe
1/2003	Interessenvertretung
2/2003	Sprache und Kommunikation
1/2004	Quartier - Stadt - Sozialraum
2/2004	Heimerziehung
1/2005	Zentrum/Peripherie
2/2005	Soziale Arbeit in Europa
1/2006	Familie hat Zukunft!?
2/2006	Soziale Gerechtigkeit
1/2007	Methoden der Sozialen Arbeit
2/2007	Recht und Soziale Arbeit
1/2008	Pflegekinderwesen
2/2008	Theorien der Sozialen Arbeit
1/2009	Soziale Arbeit - Profession - Perspektiven - Arbeitsmarkt
2/2009	Pädagogik: Entwicklung und Inklusion
1/2010	Leistungsfähige ambulante Erziehungshilfen?
2/2010	Kinder- und Jugendbildung
1/2011	Arbeitsbedingungen in der Sozialen Arbeit
2/2011	Diversity
1/2012	Menschenrechte
2/2012	Perspektiven auf die Soziale Arbeit
1/2013	Digitale Teilhabe
2/2013	Jugendkriminalität
1/2014	Migration
2/2014	Perspektiven auf Inklusion
1/2015	Kulturelle Bildung
1/2016	Soziale Ungleichheit
2/2016	Soziale Arbeit in der multiethnischen Gesellschaft
1/2017	Perspektiven auf ein Uni-Studium zwischen Erziehungswissenschaft und Sozialer Arbeit
2/2017	Internationale Entwicklungszusammenarbeit und soziale Dienste
1/2018	Offener Ganzttag
2/2018	Wie politisch ist Soziale Arbeit?
1/2019	Soziale Netzwerkbeziehungen und Soziale Arbeit

SI:SO:ABO

SI:SO (Zeitschrift Siegen:Sozial)
Universität Siegen, Fakultät II
Fachzeitschrift SI:SO
Postfach in AR/B Ebene 2
57068 Siegen

Auskunft: Heike Krütt
Tel.: 0271 740 2706
siegensozial@fb2.uni-siegen.de
www.bildung.uni-siegen.de/viso
(weitere Informationen und download des Abo-Formulars)

Hiermit abonniere ich die Fachzeitschrift SI:SO (Jahres-Normalabo zum Preis von 10,-- €).

Name:

Vorname:

Firma o. Institution:

Anschrift:

E-Mail-Adresse:

Telefonnummer für Rückfragen:

abweichende Lieferanschrift:

Nein **Ja, folgende:**

Das Abonnement soll beginnen ab:

Sommersemester 20__ **Wintersemester 20__**

Die SI:SO erscheint zweimal im Jahr (jeweils im Verlauf der Sommer- bzw. Wintersemester). Das Abonnement beinhaltet die kostenlose Zusendung der Zeitschrift.

Die Bezahlung erfolgt einmal jährlich per Rechnung.

Das Abonnement kann jeweils zum Ende eines Geschäftsjahres (31.12.) wieder gekündigt werden.

Die Kündigung muss in schriftlicher Form erfolgen.

Ort/Datum, Unterschrift: